



CHANGE FOR PEACE

giz Deutsche Gesellschaft
für Internationale
Zusammenarbeit (GIZ) GmbH

zfd Ziviler Friedensdienst

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall
die Meinung des Unternehmens / der Redaktion wieder.

Impressum

Herausgeber
Deutsche Gesellschaft für
Internationale Zusammenarbeit (GIZ) GmbH

Programm Ziviler Friedensdienst

Sitz der Gesellschaft
Bonn und Eschborn

Friedrich-Ebert-Allee 36 + 40
53113 Bonn, Deutschland

T +49 228 4460-0
F +49 228 4460-1766

E zfd@giz.de
I www.giz.de/ziviler-friedensdienst

Verantwortlich
Heike Burba, Romy Stanzel

Konzeption:
Heike Burba, Romy Stanzel
mit Beratung von Elisabeth Marie Mars

Redaktion:
Elisabeth Marie Mars

Layout
Bert Odenthal

Kartenmaterial
Konsortium ZFD

Druck:
DruckVerlag Kettler

Bonn, September 2015

Fotonachweise
© ZFD der GIZ:
Albrecht Harder, S. 15, 16, 17, 70/71
Bastian Beege, S. 18 – 23
Carola Ahmed S. 14
Endy Hagen, S. 102 – 108
Germán Lopez, S. 58/59
Gimaidee Ann L. Cadotdot, S. 78
Greg T. Tacbas, S. 78
Gregor Maaß, S. 60
Janka Hegemeister, S. 15
Johanna Wild und Irene Erben, S. 44 – 46
Merel Overbeeke, S. 40, 41, 43
Nancy Karen S. Rojas, S. 81
Oliver Keller, S. 24/25
Paul Ripke, S. 98/99
Raife Janke S. 63, 65
Salif Nimaga, S. 49 – 51
Simone Notz, S. 36 – 39
Susan B. Lubguban, S. 77
Thomas Trümper, S. 27 – 33
Urte Lützen, S. 12/13
Felix Koltermann, S. 35

CGTextures, Hintergrund S. 81, 100

CHANGE FOR PEACE

giz Deutsche Gesellschaft
für Internationale
Zusammenarbeit (GIZ) GmbH

zfd Ziviler Friedensdienst

Inhalt

Vorwort	6
Einführung: Ziviler Friedensdienst	8
Bericht aus dem Labor des Zusammenlebens	13
Komm, lass uns einen Kaffee trinken	16
Die Kraft der Bilder	18
Es verbindet die Menschen mehr als ihnen gewöhnlich erzählt wird	24
Mr. Soum Rithy	27
Es ist möglich	36
Heute toleriere ich die Fehler anderer	40
Die Kunst, eine abweichende Meinung zu haben	44
Die beste Art sich um die Lebenden zu sorgen, besteht darin, sich um die Toten zu kümmern	49
Die Veränderung beginnt in dir	53
Dialog als Lösung	57

> VORWORT

Ein Wort wird geschrieben und wandert in einen Text. Es heißt »Dialog«, »Musterunterbrechung« oder »Opferwürde«. Es ist ein Begriff unter vielen mit ähnlichem Klang, entsprungen aus den geistigen Federn derjenigen, die von Schlüsselmomenten praktischer Friedensarbeit erzählen. Die gesammelten Wörter werden zu Geschichten, fügen sich zu den Farben der Bilder und ergänzen die Komposition. Heraus kommt das vorliegende Buch.

In ihm berichten Fachkräfte des Zivilen Friedensdienstes aus Ländern in Asien, Afrika und Lateinamerika, wie sie, professionell und im Gleichschritt mit Partnerinnen und Partnern vor Ort, Veränderungsprozesse mitgestalten. Ihre Themen sind verknüpft mit lokalen Konflikten und den Folgen von erlebter oder drohender Gewalt. Es geht um den Zugang zu Wasser, die Nutzung von Land, um das Wiedererlangen von Recht, Identität und Würde nach einem Bürgerkrieg und darum, Ausgrenzung, Diskriminierung und der Missachtung von Menschenrechten entgegenzutreten. Ihr Beitrag: der bewusste Blick von außen und die kompetente Handhabung von methodischen und fachlichen Werkzeugen, die es braucht, um Konfliktparteien zu einer anderen Art der Begegnung zu verhelfen, damit sie sich dem Sog der Gewaltspirale widersetzen können. Aber wie genau kann das gehen?

Die Frage nach den Wirkungen friedensfördernder Projekte wird immer wieder an uns herangetragen. Wir sind ihr in diesem Buch nachgegangen. Die Texte beleuchten die entscheidenden Momente oder Prozesse, die eine Veränderung zum Positiven ausgelöst haben. Sie zeigen auf, wie an die Stelle von Eskalation und Gewalt ein Veränderungsimpuls tritt, der das Konfliktverhalten wandelt und in einen langfristigen Transformationsprozess überleiten kann. An dessen Ende ebnet sich eine gemeinsame Plattform, ein »common ground« auf der Konfliktparteien ihren Platz finden. Es entsteht ein Raum für Begegnung und Verhandlung. Die polarisierende Distanz zwischen den Beteiligten, die häufig in gewaltsames Handeln mündet, bricht ... **CHANGE** ...

Gewaltfreie Mittel und ihre positiven Wirkungen auf komplexe Konflikte lassen sich nicht leicht abbilden. Sie folgen keinem linearen Ursache-Wirkungs-Prinzip, wie es etwa das gewalttätige Bild eines Schlachtfeldes nach Kampfeshandlungen vermittelt. Positive Veränderung und ihre vielschichtigen Folgeprozesse lassen sich am besten durch besondere Stilmittel darstellen. Darum

haben die Verfasserinnen und Verfasser ihre **STORIES** aus der Praxis entnommen, den üblichen versachlichten Berichtsstil gegen eine lebendige, bildhafte Sprache eingetauscht und lebensnahe, anschauliche Geschichten geschrieben.

Wir haben diese **CHANGE STORIES** als Einblicke in unsere Arbeit für Sie, liebe Leserinnen und Leser »inszeniert«, ihnen Farben und Fotos gegeben, damit die kleinen komplexen Beiträge aus der Zusammenarbeit mit unseren Partnerinnen und Partnern sichtbar werden, leuchten und wachsen. So erhalten sie den besonderen Wert, den sie verdienen. Oder, um es mit den Worten des Sozialpsychologen und Konfliktforschers Peter T. Coleman auszudrücken: »Stark vereinfachte Geschichten in Schwarz-Weiß halten uns im Konflikt gefangen«.

Unterstützt wurden wir dabei durch die redaktionelle Leitung von Elisabeth Marie Mars der Arbeitsstelle Weltbilder in Münster, der unser herzlichster Dank für die professionelle und geduldige Begleitung des Gesamtprozesses gilt. Ebenso bedanken wir uns für die professionelle kreative Unterstützung von Bert Odenthal und seinem Büro in Berlin für Grafik und Layout. Unser besonderer Dank richtet sich an die Autorinnen und Autoren der Beiträge selbst, an die ZFD-Fachkräfte, die sich neben ihrer eigentlichen Arbeit auf eine manchmal zeitintensive Redaktionsarbeit eingelassen haben. DANKE!

Gewaltfrei Konfliktbearbeitung und Friedensförderung sind immer auch getragen von der Hoffnung auf ihre Potenzierung. Gerade in Zeiten massiver Gewalt gegen Menschen aufgrund ihrer ethnischen, religiösen oder nationalen Zugehörigkeit brauchen wir Gegenbeispiele, die Kraft der positiven Resonanz auf konkretes gewaltfreies Handeln und das Wissen um seine Machbarkeit.

Willkommen in diesem Buch. Wir wünschen allen eine interessante Lektüre!

Heike Burba und Romy Stanzel,
ZFD Bonn, September 2015

> EINFÜHRUNG

Ziviler Friedensdienst

Konflikte gewaltfrei zu regeln und die zivilen Kräfte in der Gesellschaft dabei zu stärken: das ist die Idee des Zivilen Friedensdienstes (ZFD). Seit 1999 entsendet der ZFD Fachkräfte in Krisen- und Konfliktregionen, wo sie zusammen mit lokalen Partnerorganisationen Friedensprozesse unterstützen.

Zivilgesellschaften leisten entscheidende Beiträge zur gewaltfreien Konflikttransformation, die von Regierungen nicht in dieser Form erbracht werden können. Zivilgesellschaftliche Akteure wirken anwaltschaftlich für die Anliegen der Menschen im Land. Sie tragen diese an die Öffentlichkeit und fördern so Transparenz und Rechenschaftslegung der jeweiligen Regierung. Durch die Beobachtung der Menschenrechtslage, politische Frühwarnung, Friedenserziehung oder die Vermittlung zwischen Konfliktparteien, besonders auf lokaler Ebene, tragen sie darüber hinaus zur nachhaltigen Gestaltung von Friedensprozessen bei.

Der ZFD mobilisiert bewusst die zivilen Kräfte einer Gesellschaft, um Gewalt zu verhindern, zu vermindern oder zu beenden und langfristig Frieden zu fördern.

Gleichzeitig arbeitet der ZFD der GIZ (Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit) auch mit staatlichen Akteuren, um diese in ihrer Rolle als Pflichtenträger zu stärken und sie zu befähigen, Strukturen zur gewaltfreien Konfliktaustragung zu etablieren.

Internationale Fachkräfte im ZFD

»In der ZFD-Praxis haben wir es häufig mit Menschen zu tun, die glauben, keine Möglichkeit zu haben, am wahrgenommenen Konflikt etwas zu verändern. Sie stehen mit der Nase vor einer Mauer. An der Mauer. Sie empfinden, dass es kein Vor und kein Zurück gibt. Wir versuchen unsere Partner vor Ort so zu begleiten, dass sie den Mut und die Fähigkeit entwickeln, von dieser Mauer zurückzutreten. Erst dann können sie eine andere Perspektive einnehmen und beispielsweise die Tür in der Mauer finden, die sie vorher nicht gesehen haben. Es geht um bewusste Musterunterbrechungen. Dazu müssen Muster zuerst erkannt werden. Dies verlangt, dass vor allem die eigenen Verhaltensmuster im Umgang mit Konflikten immer wieder hinterfragt werden.«

Dr. Matthias Ries, Programmleiter des ZFD der GIZ

Der ZFD entsendet Fachkräfte in Krisen- und Konfliktregionen. Sie arbeiten dort mit lokalen Partnerorganisationen zusammen, die in ihrer Gesellschaft und Kultur verwurzelt sind. Die Fachkräfte unterstützen deren Bemühungen, eine Veränderung von Verhalten, Einstellungen und Beziehungen der am Konflikt beteiligten Akteure, sowie darüber hinaus strukturellen Wandel zu bewirken. Die Fachkräfte handeln in den Krisen- und Konfliktregionen unabhängig und allparteilich, das heißt: sie sind offen für den Dialog mit allen an einem Konflikt beteiligten Personen und Gruppen. Als Außenstehende bringen sie neue Perspektiven in die oft verfahrenen Konfliktszenarien ein. Sie beraten beispielsweise im Umgang mit traumatisierten Gewaltopfern, bilden Menschen in ziviler Konfliktbearbeitung aus oder fördern Partner dabei, Anliegen benachteiligter Gruppen an die Öffentlichkeit zu bringen und Feindbilder abzubauen.

ZFD-Fachkräfte stammen aus unterschiedlichen Berufsfeldern wie z. B. Psychologie, Ethnologie, Politik- und Sozialwissenschaften, Pädagogik, Rechtswissenschaften und Journalistik. Sie verfügen über besondere Qualifikationen in der zivilen Konfliktbearbeitung und Friedensförderung.

Stärke durch Vielfalt

Getragen wird der ZFD von einem Konsortium aus deutschen kirchlichen und zivilgesellschaftlichen Entsendeorganisationen und der GIZ. Das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) fördert den ZFD.

Die einzelnen Mitglieder des Konsortiums ZFD verfügen über vielfältige Arbeitsansätze, Erfahrungen und Zugänge zu Partnern in den Einsatzländern. Verbunden mit einem gemeinsamen strategischen Vorgehen und gemeinsamen Werten und Prinzipien basierend auf menschlicher Würde, den Menschenrechten, menschlicher Sicherheit, lokaler Eigenverantwortung (Ownership) und dem Leitbild des gerechten Friedens, macht dies eine entscheidende Stärke des ZFD aus.

MITGLIEDER DES KONSORTIUMS ZIVILER FRIEDENSDIENST:

- Aktionsgemeinschaft Dienst für den Frieden (AGDF)
- Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe (AGEH)
- Brot für die Welt – Evangelischer Entwicklungsdienst
- Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ)
- EIRENE International
- forumZFD
- KURVE Wustrow
- peace brigades international (pbi)
- Weltfriedensdienst (WFD)

zfd Ziviler Friedensdienst
Wir scheuen keine Konflikte.

Der Zivile Friedensdienst der Deutschen Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit

Die GIZ ist der einzige staatliche Träger des ZFD. Die Fachkräfte unterstützen einheimische Nichtregierungsorganisationen und Initiativen, staatliche Stellen und Kommunalverwaltungen sowie nationale Programme und Institutionen.

Der ZFD der GIZ setzt vor allem dort an, wo Deutschland vor dem Hintergrund der eigenen Geschichte von der internationalen Gemeinschaft als kompetent und authentisch wahrgenommen wird: Bei der Aufarbeitung von Vergangenheit, der Begleitung von Versöhnungs- und Dialogprozessen und der Förderung der Menschenrechte. Indem der ZFD der GIZ die verschiedenen Akteure miteinander in Dialog bringt und vernetzt, übernimmt er eine Brückenfunktion zwischen Staat und Zivilgesellschaft.

Romy Stanzel und Heike Burba
ZFD Bonn



DER ZIVILE FRIEDENSDIENST DER GIZ IN ZAHLEN

Mehr als 100 internationale und 100 lokale Fachkräfte

18 Partnerländer des Zivilen Friedensdienstes: Äthiopien, Afghanistan, Bolivien, Burundi, Guatemala, Kambodscha, Kenia, Libanon, Nepal, Niger, Burkina Faso, Benin, Palästina, Peru, Philippinen, Ruanda, Simbabwe und Uganda

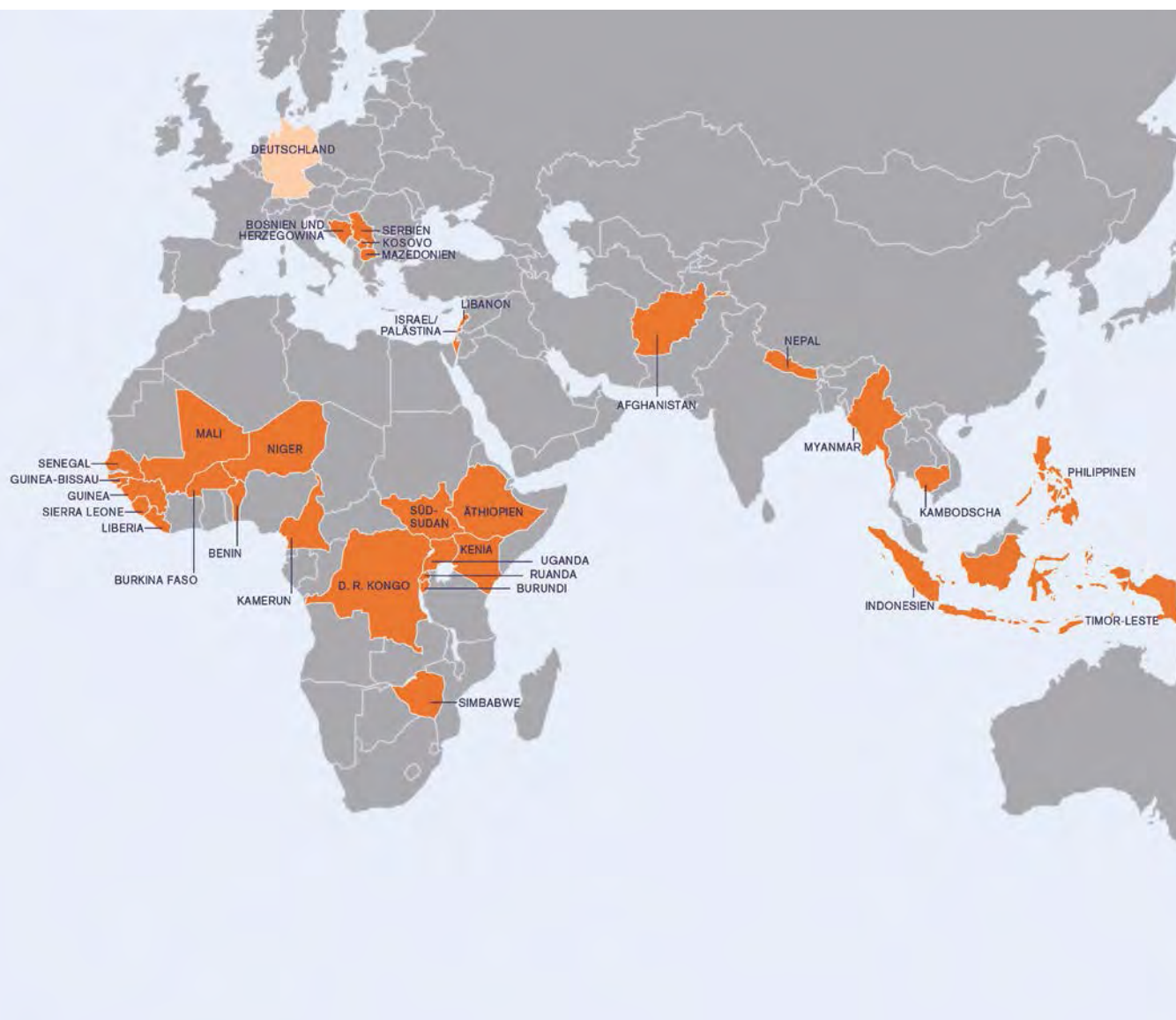
Budget 2015 Ziviler Friedensdienst der GIZ: 13,7 Mio €

Budget 2015 Ziviler Friedensdienst insgesamt für alle Träger: 39 Mio €

Seit 1999 arbeiteten mehr als 1000 ZFD-Fachkräfte in über 50 Ländern. Im Juli 2015 waren etwa 250 Fachkräfte weltweit im Einsatz, davon mehr als 100 in Afrika, 47 in Asien, 44 in Lateinamerika, 35 im Nahen Osten und 15 in Südosteuropa.

Die ZFD-Fachkräfte werden von den Trägern des Konsortiums ZFD ausgewählt, vorbereitet und begleitet, um dann in einem mehrjährigen Einsatz mit Partnern vor Ort zu arbeiten.

Die GIZ setzt das Programm Ziviler Friedensdienst in Afrika, Asien und Lateinamerika um.



> LIBANON



Bericht aus dem Labor des Zusammenlebens

Auf dem Weg zur Arbeit durchquere ich den Dschungel. Es ist nicht die fruchtschwüle Wildnis, die Homo Faber so verabscheut. Es keimt nicht, wohin man spuckt. Mich erwarten weder wilde Tiere noch giftige Insekten oder gefährliche Schlingpflanzen. Ich bin in Beirut. Die Hauptstadt des Libanons, einst Paris des Nahen Ostens genannt, zählt heute etwa 2 Millionen Einwohner. Ein urbaner Biotop, in dem Libanesen, Syrer, Palästinenser, internationale Journalisten und Mitarbeiter von Nichtregierungsorganisationen sowie Philippiner, Ägypter oder Äthiopier nebeneinander ihr Glück suchen.

Die Straßen sind asphaltiert. Jeden Tag bewegen sich endlose Autoschlangen von A nach B. Ich bin auch dabei. Ein nagelneuer, abgedunkelter SUV drängt mich von der Spur. Er scheint es – wie so viele – besonders eilig zu haben. Ich weiche aus, trete auf die Bremse, schalte zurück und hoffe, dass alle anderen Verkehrsteilnehmenden mein Ausweichmanöver vorhersehen. An guten Tagen lächle ich, der Stärkere gibt schließlich nach, nicht wahr? An schlechten Tagen presse ich meine Daumen auf das Lenkrad, bis mein Auto krächzende Huplaute von sich gibt und fluche wie ein Rohrspatz. Zurückweichen muss ich dennoch. Würde auch ich mich für ebenso unverwundbar halten, hätte ich bloß das richtige Auto? Woher kommt die innere Gewissheit auf ein **Recht** zur Vorfahrt?

20 Jahre nach dem fast ebenso lange andauernden Bürgerkrieg sucht das Land noch immer Regeln des Zusammenlebens. Es gibt viele Baustellen – nicht nur im Stadtbild, welches von Hochhaustürmen und Kränen, die jede Baulücke einnehmen, dominiert wird. Die Kriege, wie die Libanesen die Zeit zwischen 1975 und 1990 bezeichnen, haben die Gräben zwischen den insgesamt 18 anerkannten Konfessionen vertieft. In vielen Regionen und Stadtvierteln kam es durch Vertreibung zu einem Austausch der Bevölkerung. Die politischen Eliten jedoch veränderten sich kaum. Auch deshalb begegnen sich die Menschen mit Misstrauen. Wer man ist, hat





mehr denn je mit der Konfessionsangehörigkeit und der Herkunftsfamilie zu tun, aber auch damit, mit welchem Fahrzeug man den Dschungel durchquert. Mit ein paar Dollars mehr in der Tasche ist es einfach, in eine Hochglanzwelt zwischen Spa und Fitnessstudio, Strandclub und Restaurants, die Filet Mignon servieren, abzutauchen. Vergessen sind dort die Sicherheitschecks, die Anschläge und Selbstmordattentate, die das Land immer wieder destabilisieren und regelmäßig die Frage aufwerfen, wann der nächste Krieg ausbricht. Vergessen ist dort auch, dass an den Rändern des Landes Soldaten sterben oder in Geiselhaft festsitzen. Vergessen, dass die Strom- und Wasserversorgung ständig unterbrochen ist. Ohne entsprechendes Bankkonto geht das Vergessen nicht. Denn Hochglanzwelt, Wassertank und Generator sind teuer und die Soldaten, die in Särgen nach Hause kommen, gehören meist zu den Familien, die keine Dollars übrig haben.

Mit entsprechendem Bankkonto und den richtigen Telefonnummern ist es auch einfach, sich eine Baugenehmigung zu sichern. Der letzte offene Meerzugang Beiruts wird gerade privatisiert. Ein weiteres Luxusressort entsteht, ein weiterer Ort alltäglicher **Begegnung** verschwindet. Die Willkür im politischen Dschungel bringt fast zwangsläufig das Gesetz des Stärkeren auf die Straße. Doch nicht alle wollen dies hinnehmen und wie ein Naturgesetz in die Zukunft tragen. Nicht alle wollen sich verschanzen hinter den Mauern einer Gated Community oder in der trügerischen Sicherheit, die die Zugehörigkeit zu einer Konfessionsgruppe verspricht. Eine lebendige Szene aus Aktiven und Nichtregierungsorganisationen werfen Fragen auf und suchen nach Wegen zum Zusammenleben. Genau diese Menschen sind unsere Partner und genau diese Menschen stärken wir, indem Möglichkeiten der Zusammenarbeit untereinander aufzeigen, denn auch zwischen ihnen fehlen oft Brücken, Vertrauen oder einfach Gelegenheit, sich im Dschungel zu begegnen. Zudem verstellt das Überleben im Dschungel oft dem Blick nach vorn. Zu viele unsichere Variablen und wenig Planungssicherheit führen leicht zu Resignation im Hier und Jetzt. Deshalb unterstützen wir Partner aus

Visionen

den unterschiedlichen Regionen des Landes dabei, friedliche Zukunftsvisionen zu entwickeln und bieten Plattformen des Austausches darüber. Wie sieht ein Libanon ohne Probleme aus? Was denken Menschen im Norden, Süden, Osten und Westen des Landes darüber? Sind die Unterschiede tatsächlich so groß? Und wenn ja, wie damit umgehen? Die Ergebnisse der Diskussionen fließen in einer Ausstellung zusammen, um die Zusammenarbeit der einzelnen Partner zu stärken und neue Anknüpfungspunkte im politischen Raum zu schaffen.

Ein hochrangiger Diplomat sagte einst beim Verlassen des Landes: »Wenn Du glaubst den Libanon verstanden zu haben, dann hat ihn Dir jemand schlecht erklärt». Verstanden haben wir, dass Frieden mehr bedeutet als nur schweigende Waffen. Und je mehr Menschen diese Vision eines positiven Friedens teilen, desto höher die Bereitschaft dafür auch gemeinsam Verantwortung zu tragen.

Urte Lützen, Kommunikationsberaterin,
ZFD-Fachkraft

Verantwortung

Begegnung

INFO.BOX PROJEKT

Der ZFD arbeitet seit 2009 im Libanon. Gemeinsam mit lokalen Partnern und Netzwerken fördert er den interreligiösen und innergesellschaftlichen Dialog und stärkt die konstruktive und gewaltfreie Bearbeitung von Konflikten.

Ein Pilotprojekt stößt seit 2014 eine konfessionsübergreifende Debatte über eine wünschenswerte Zukunft an, die ein Bewusstsein über den Umgang mit Konflikten schaffen soll und durch einen Perspektivwechsel gewaltfreies Verhalten in den Bereich des Denkbaren verschiebt.

> LIBANON

Komm, lass uns einen Kaffee trinken



Wie oft habe ich diese Worte zu Anfang meiner Zeit im Libanon gehört. Stark ist er, bitter und klein. Vorsichtig bitte ich um Zucker. Der Geschmack ist gewöhnungsbedürftig. Ich trinke ihn trotzdem. Ich sehe es als Gelegenheit, Fragen zu stellen, mehr über dieses Land, meine Heimat auf Zeit und seine Leute zu erfahren, einzutauchen in den **Kontext**.

Kontext

Es gibt Klärungsbedarf in der Projektarbeit. Wir trinken einen Kaffee.

Ein Todesfall in der Familie eines Mitarbeiters der Partnerorganisation. Wir trinken einen Kaffee.

Ich komme zu spät zur Arbeit. Es gibt erst mal einen Kaffee.

Kaffee ist ein vereinendes Element im libanesischen Alltag. Liebevoll zubereitet von der Nachbarin oder eilig am Straßenrand in einem Plastikbecher verzehrt. Zeit für einen Kaffee hat jeder, vom Busfahrer zum Bürgermeister, vom Straßenfeger zum Seifenhersteller. Plötzlich spielt weder die konfessionelle Zugehörigkeit eine Rolle, noch der Geldbeutel.

Das Leben und Arbeiten in diesem Kontext geht über Konfliktanalysen, Studien und Projektmanagement hinaus. Er hilft in großem Maße die Auseinandersetzung mit dem ganz kleinen, alltäglichen, gar banalen zu führen. Mit aller Geduld und Liebe fürs Detail. So lernen wir Friedensfachkräfte nicht nur unsere Umwelt und den Kontext, sondern auch uns selbst und unsere Mitmenschen besser kennen. Wir stellen Fragen, geben Anregungen, trinken den Kaffee mit aller Leidenschaft, die in die Zubereitung des Getränks fließt.



Ich lerne, wie man den libanesischen Kaffee kocht. Jede Mutter, jeder Kollege hat sein Spezialrezept. Dreimal muss er aufkochen. Oder doch besser fünf? Unbedingt mit Kardamom. Aber wieviel? Oder doch besser ohne?

Es gibt nicht die *eine* Wahrheit.

Nach vier Jahren kann ich auch einen genießbaren libanesischen Kaffee zubereiten. Inzwischen trinke ich ihn sogar gerne – und ohne Zucker. Und sehe mich selbst in der Lage, Menschen in meinem Umfeld einzuladen, gemeinsam einen Kaffee zu trinken.

*»Kein Kaffee ist wie der andere. Jedes Haus hat seinen Kaffee.
Jeder Mensch hat seinen Kaffee. Denn kein Mensch ist wie der andere. [...] Kaffeeduft bedeutet Rückkehr zu den Ursprüngen, denn er stammt vom Ursächlichen ab. Er ist eine Reise, die vor Tausenden von Jahren begann und längst noch nicht zu Ende ist«,*
Mahmoud Darwish, in: Ein Gedächtnis für das Vergessen¹

¹ Mahmoud Darwish ist palästinensischer Dichter und Schriftsteller, dessen Familie 1948 in den Libanon flüchtete. In seinem Buch »Ein Gedächtnis für das Vergessen« beschreibt er sein Erleben des 6. August 1982, an dem israelische Bomben auf Beirut fallen. Kaffee spielt in diesem Werk eine zentrale Rolle.



Mona Ahmed, Politikwissenschaftlerin
ZFD-Programmkordinatorin



INFO.BOX PROJEKT

Der ZFD arbeitet seit 2009 im Libanon. Gemeinsam mit lokalen Partnern und Netzwerken fördert er den interreligiösen und innergesellschaftlichen Dialog und stärkt die konstruktive und gewaltfreie Bearbeitung von Konflikten. Damit will er der gesellschaftlichen Fragmentierung entgegenwirken und Friedensakteure dabei unterstützen, zukunftsorientierte Lösungen zu erarbeiten, um aktiv eine hoffnungsvolle Zukunft zu gestalten.

> BURUNDI

Die Kraft der Bilder

»Bujumbura, eine friedliche und florierende Stadt«: so lautet eine gemeinsame Vision verschiedener Akteure aus Staat und Zivilgesellschaft im vom jahrelangen Bürgerkrieg gebeutelten Burundi.

Ein Dokumentarfilm spürt dieser Vision nach und stellt einige der Protagonistinnen und Protagonisten vor.

Filmautor Bastian Beege erinnert sich an die Dreharbeiten:



Sicherheit

November 2011, 09 Uhr morgens: Township Kanyosha. Der weiße Polizei-Jeep schiebt sich durch die vom Regen aufgeweichten Gassen. Auf der Ladefläche haben sich sechs Männer in blauen Overalls zusammengekauert, alle sind sie mit Kalaschnikows bewaffnet. Für die Menschen am Straßenrand hat der Anblick solcher Feuerkraft nichts Beunruhigendes: Denn Bedrohung gehört zum Alltag, zumal in Kanyosha, wo Schießereien und Gewalt wenige Jahre nach dem offiziellen Ende des Bürgerkriegs noch immer an der Tagesordnung sind. Heute steht eine Schießerei jedenfalls nicht im Drehbuch und an letzteres klammere ich mich mit beiden Händen, während ich dem Geschaukel und dem Regen auf der Ladefläche, sowie den neugierigen Blicken der Menschen am Straßenrand ausgesetzt bin. Als der Wagen auf Höhe des Marktes zwei sich prügelnde junge Männer passiert, öffnet sich plötzlich die Tür zur Fahrerkabine und Jacques

Nijimbere springt heraus, dicht gefolgt vom Kameramann. Der Polizeichef von Kanyosha redet freundlich mit den beiden Männern, nach kurzer Zeit trollen sich die Streithähne in verschiedene Richtungen. Keine prügelnden Polizisten, keine Verletzten, keine Festnahmen – Jacques Nijimbere gehört zu den Menschen, die dem Sicherheitsapparat des Landes Schritt für Schritt ein neues Gesicht geben wollen:

Aus dem Interview: »Polizei der Nähe, Polizei der Mitte – so heißt das neue Konzept, um das zerrüttete Verhältnis zur Bevölkerung wieder aufzubauen. Das neue Image soll ein positives sein: Die Polizei geht auf die Menschen zu und auf deren **Bedürfnisse** ein. Sie ist nicht korrumptierbar. In einem öffentlichen Theaterstück haben wir die Bürger bereits sensibilisiert. Die Botschaft ist klar: **Sicherheit** ist nicht nur eine Angelegenheit der Polizei, sondern von uns allen: Nur wenn Politik, Bürger und Sicherheitsapparat zusammenarbeiten und Vertrauen ineinander haben, kann Gewalt eingedämmt werden.«

Jacques Nijimbere ist seit mehreren Jahren Polizeichef in Bujumburas Stadtteil Kanyosha. Er hat das Konzept der »Polizei der Mitte« in seinem Stadtteil vorangetrieben, eingesetzt hat er sich zudem für den Aufbau der »gemischten Sicherheitskomitees«, in denen sich Vertreter von Kommunal-Politik, Polizei und Bürgern regelmäßig an einen Tisch setzen, um lokale Sicherheitsprobleme und Konflikte zu diskutieren sowie langfristige Lösungen zu erarbeiten: Schlechte Beleuchtung in einem Viertel, in dem Frauen noch zu später Stunde zum Brunnen laufen müssen? Oder unbekannte Viehdiebe, die die Nachbarschaft heimsuchen? »Vorsorge ist wichtig: Wenn wir im Komitee eine Möglichkeit finden, um öffentliche Laternen aufzustellen, schützt das vor Übergriffen gegen die Frauen. Und Polizeipatrouillen verhindern Lynchjustiz seitens der Einwohner gegenüber den Viehdieben«, erläutert Jacques Nijimbere. Für ihn ist Gewaltprävention gleichbedeutend mit »Vertrauen« zwischen Bevölkerung und Staat, welches nach dem Bürgerkrieg überall im Land wieder aufgebaut werden muss.

Bedürfnisse



Burundi blickt auf Jahrzehnte der Gewalt zurück: Seit seiner Unabhängigkeit im Jahr 1962 rivalisierten von Hutus und Tutsis dominierte Parteien um die Macht im Land. Eine Reihe blutiger Staatsstreiche wechselte einander ab, im Jahr 1972 wurde beinahe die gesamte Hutu-Elite ermordet. Als 1993 Hutu-Präsident Melchior Ndadaye einem Attentat zum Opfer fiel, brachen neue Unruhen aus, die in den kommenden Jahren mehrere 100.000 Tote auf allen Seiten forderten – ein Genozid wie in Ruanda blieb jedoch aus. Im Jahr 2000 unterzeichneten die verfeindeten Parteien im tansanischen Arusha einen Friedensvertrag, doch erst 2009 gab die letzte Rebellengruppierung ihren Kampf offiziell auf. Dieses Ereignis markiert das Ende des Bürgerkriegs. Doch der Frieden ist fragil, seit nunmehr 10 Jahren hält sich Präsident Pierre Nkurunziza (CNDD-FDD) mit autoritärem Regierungsstil an der Macht, oppositionelle Bewegungen werden unterdrückt.



Zukunft

14 Uhr nachmittags: Ein heruntergekommener Stadtstrand von Bujumbura, Hafen-Gebiet. »Nein, Sie dürfen die Jugendlichen nicht filmen. Ich weiß nicht, wie sie reagieren werden.« Die junge Frau stellt sich schützend vor die rund 30 bloß in Fetzen gekleideten Halbwüchsigen und blickt mich herausfordernd an. Mir rutscht das Herz in die Hose angesichts der drohenden Sackgasse. Jetzt kommt es darauf an, was stärker wiegt: Mütterlicher Schutzzinstinkt oder journalistische Hartnäckigkeit. Am Ende siegt die Hartnäckigkeit, vermutlich, weil auch Marie-Claire Panafrica mitunter als Journalistin tätig ist – zumindest, wenn sie nicht gerade Straßenkinder betreut, so wie jetzt: Sie verteilt hart gekochte Eier an die Kinder und initiiert anschließend einige Spiele im Sand. Durch das Kameraobjektiv ist es beinahe rührend anzusehen, wie Panafricas Schützlinge lachend auf dem Strand herumtollen und die Sorgen eines perspektivlosen Alltags für einen Moment zu vergessen scheinen.



psychosozial

Aus dem Interview: »Kinder sind die **Zukunft** unseres Landes, auf ihnen liegen all unsere Hoffnungen. Doch es leben hier so viele Kinder und Jugendliche auf der Straße, was wiederum Kriminalität und Gewalt nach sich zieht. Diesen Kreislauf zu durchbrechen, das schaffen wir nur, wenn wir uns für diese jungen Menschen einsetzen: Mit Freizeitangeboten, **psychosozialer** Betreuung und Bildungsmöglichkeiten.«

Marie-Claire Panafrica hat unbestritten ein großes Herz: Obwohl wie fast alle jungen Menschen in Bujumbura selbst nur mit überschaubaren Zukunftschancen ausgestattet, nutzt die gelernte Juristin und Journalistin ihre Freizeit, um sich für Straßenkinder einzusetzen. In einem eigens hierfür gegründeten Verein organisiert sie Freizeitangebote und berät Jugendliche über Möglichkeiten, ein geordnetes Leben zu beginnen. Panafricas finanzielle Möglichkeiten sind minimal, sie greift ausschließlich auf Erfahrungen, Leidenschaft und den Glauben an eine bessere Gesellschaft zurück. »Ich weiß nicht, was ein Erfolg ist: Vielleicht ja bereits jedes Quantum an Liebe und Geborgenheit, das die Kinder erfahren – denn dies beugt der Gewalt vor.«

16 Uhr nachmittags: Stadtzentrum: Das Filmen in normaler Umgebung ist immer so eine Sache: Denn ein Kamerateam mit viel Equipment ruft in der Öffentlichkeit stets eine gewisse Aufregung hervor und man könnte sagen, die Umgebung ist dann eben nicht mehr natürlich. »Warte im Auto auf mich«, weist mich Eddy Munyaneza an und steigt aus. Mich als »Weißnase« in dieser Gegend dabeizuhaben, hätte vermutlich denselben Aufmerksamkeits-Effekt, wie eine leuchtend-rote Warnweste zu tragen. Durch die Frontscheibe beobachte ich, wie Eddy in der Menge verschwimmt und mit einer kleinen Kamera Aufnahmen macht, ohne dass die Umgebung groß Notiz von ihm nimmt. Später schauen wir uns das Material an: Es sind Detail-Aufnahmen von Menschen, Bilder, die vom Leben erzählen und Hoffnung wecken. Da ist etwa





eine alte Markterkäuferin, deren runzliges Gesicht von einem entbehrungsreichen und leidgeprägten Leben zeugt – und deren Lächeln dennoch grenzenlosen Optimismus ausstrahlt. Und da ist dieser Polizist, der einen kleinen Jungen an der Hand über die Straße geleitet. Es sind Bilder wie diese, die Eddy in seiner Heimat ein klein wenig berühmt gemacht haben.

Aus der gemeinsamen Arbeit: »Bilder sagen mehr als 1000 Worte. Vielleicht bin ich deswegen Kameramann geworden. Indem wir Filme drehen, können wir die Realität so zeigen, wie sie ist: Das führt beim Zuschauer zur **Selbstreflektion** – und mitunter zur Versöhnung. In Burundi haben wir das ganz besonders nötig.«

Eddy Munyaneza gehörte in der burundischen Wochenzeitung IWACU Ende 2010 zu den fünfzig Persönlichkeiten, die das Land im abgelaufenen Jahr besonders geprägt hatten. Genauer gesagt sein autobiografischer Film »Histoire d'une haine manquée« (Deutsch: »Geschichte eines fehlendes Hasses.«) Darin begibt sich Munyaneza zurück in seine Kindheit, auf den Höhepunkt der Gräueltaten zwischen Hutus und Tutsis im Jahr 1993. Der Film erzählt von Verfolgung – und von Menschen, die den Kreislauf der Gewalt durchbrechen und ihre Nachbarn vom verfeindeten Volksstamm beschützen. Nur deswegen überlebte Munyaneza damals. 2010 gewann er den **Menschenrechtspreis** auf dem Festival panafricain du cinéma et de la télévision in Ouagadougou. Munyanezas Meisterwerk porträtiert Menschen, die in den Wirren des Bürgerkriegs einen Beitrag zum Frieden geleistet haben. »Von solchen Filmen möchte ich noch weitere drehen. Ich hoffe, sie tragen zur Stabilisierung des Friedens in unserer noch zerbrechlichen Gesellschaft bei.«

Bastian Beege, Journalist
ZFD-Fachkraft

Selbstreflektion



Menschenrechtspreis

INFO.BOX PROJEKT

Der **ZFD** arbeitet seit 2009 in Burundi. Im Kontext des nationalen Wahrheits- und Versöhnungsprozesses stärkt er zivilgesellschaftliche und staatliche Akteure und stärkt so die burundische Gesellschaft in ihren Bemühungen, die Vergangenheit zu bewältigen und aufkommende Konflikte gewaltfrei zu lösen.

In Kooperation mit dem United Nations Human Settlements Programm (UN-HABITAT) unterstützte der ZFD bis 2013 das Projekt »Sicheres Bujumbura« in dessen Rahmen eine umfassende Gewaltpräventionsstrategie für die unter den Nachwirkungen des Bürgerkriegs leidende burundische Hauptstadt entwickelt wurde. Die Strategie wird getragen durch eine breite Koalition von Akteuren, von denen jeder einen kleinen individuellen Beitrag zu einer gewaltfreien Gesellschaft leistet.

> PHILIPPINEN

Es verbindet die Menschen mehr als ihnen gewöhnlich erzählt wird

Im Oktober 2014 begann Emilo Hemongala das erste Mal davon zu erzählen, wie es war im Krieg zu kämpfen. Jahre zuvor war er als Sergeant der philippinischen Armee auf Mindanao, der südlichsten Insel der Philippinen stationiert, wo muslimische Rebellen seit Jahrzehnten für Autonomie und weitgehende Unabhängigkeit vom philippinischen Staat gekämpft haben.

Während eines Feuergefechts verlor Emilo ein Bein – in einem Konflikt, dem bisher rund 150.000 Menschen zum Opfer gefallen sind. »Gleich nachdem wir an unserem Einsatzort eingetroffen waren, begannen die rebellischen Einheiten uns zu attackieren (...). Es war mein erster Einsatz in einem Gebiet, das flächendeckend mit Landminen übersät war«.

Das Besondere an Emilios Aussage ist, dass sie während eines Gesprächs mit einem Mitglied der Moro Islamic Liberation Front (MILF), die ihn damals beinahe getötet hätte, gemacht wurde. Die beiden »Feinde« unterhielten sich über eine Entfernung von mehreren hundert Kilometern, über riesige Videoleinwände als Teil einer groß organisierten Videokonferenz – vor mehreren Tausend jungen Menschen. Der frühere MILF Kombattant hörte den Erzählungen Emilos

Sehnsucht





sehr aufmerksam zu und erwiderte, dass er das Leiden von Emilo sehr gut nachvollziehen könne – auch er sei ein Opfer dieses Konfliktes geworden, damals in 2012, als er von einer Einheit der Terrorgruppe Abu Sayyaf entführt wurde: »Drei Monate lang hielten sie mich gefangen. Ich litt unter emotionalen und mentalen Verletzungen. Vor allem unter der **Sehnsucht** nach meiner Familie. Jeden Tag bekam ich von meinen Entführern gesagt, dass sie mich morgen enthaupten würden«.

Die Videokonferenzen haben zum Ziel, die Möglichkeiten von Informations-Technology (ICT) zu nutzen um bestehende Vorurteile über die jeweils andere Seite abzubauen. »ICT ermöglicht es uns, große Distanzen zu überbrücken und Menschen zusammenzubringen«, sagt Robin Pettyfer. »Zum ersten Mal können sich Menschen mit Hilfe unserer Videokonferenz zusammen schalten und für sich danach selber entscheiden, ob sie letztendlich nicht doch mehr **Gemeinsamkeiten** mit der anderen Seite teilen, als ihnen gewöhnlich erzählt bzw. vermittelt wird«.

Die überregionale Videokonferenz war ein Teil eines größeren Programms, dessen jugendliche Teilnehmer entweder bereits einer rebellischen Gruppierung angehören oder sehr nahestehen – wie der 17 jährige Tony aus Sulu. Tony verbrachte die meiste Zeit seines Lebens bereits auf der Flucht vor dem Krieg. Sein Vater ist ein Kombattant, der auf Seiten der Rebellen gekämpft hat. Tony versteht, dass es persönliche Gründe gibt, warum sich die meisten seiner gleichaltrigen Freunde rebellischen Gruppierungen anschließen. »Wenn sie sich an einer Entführung beteiligen, bekommen sie manchmal einen Teil des Lösegeldes (...). Sie haben in der Regel die Schule nicht zu Ende besuchen können, sie bekommen keinen Job und haben somit auch nichts zu tun«.

Gemeinsamkeiten

»Wir haben dieses wunderbare Ding namens Internet. Jetzt müssen wir es eigentlich nur noch dafür nutzen, um Konflikte damit zu bearbeiten und den Menschen aufzuzeigen, dass sie letztlich wohl mehr miteinander verbindet, als es ihnen gewöhnlich erzählt wird.«

Robin Pettyfer, Gründer von PeaceTech Inc.

Robin Pettyfer ist davon überzeugt, dass Jugendliche wie Tony den Sinn der kämpferischen Handlung in dem Moment hinterfragen, in dem sie mit denjenigen Menschen zusammengebracht werden, die sie laut den Erzählungen anderer eigentlich hassen müssten. Die Aussage von Jon scheint diese These zu stützen. Jon, der seinen Onkel in diesem Konflikt verlor und vermutlich bereits dem engeren Umfeld der Terrorgruppe Abu Sayyaf zugehörig ist, bemerkte in einem Gespräch am Rande der Veranstaltung: »Ich denke diese Videokonferenz ist eine gute Idee. Bevor ich an der Veranstaltung teilnahm und somit die Möglichkeit hatte, Leute aus der Stadt Cotabato zu sehen und mit ihnen zu kommunizieren, dachte ich, sie wären ununterbrochen vom Krieg betroffen – zumindest sind es diese Art von Nachrichten, die ich dem Radio entnehme. Ich dachte, Cotabato sei das Zentrum der kriegerischen Auseinandersetzungen. Jetzt kann ich den Menschen in Cotabato in die Augen schauen und sehe, dass es zwischen uns keine Unterschiede gibt. Wir sind gleich. Die Möglichkeit mit ihnen zu interagieren, hat mir bewusst gemacht, dass wir die gleichen Ängste, Fragen und Träume haben«.

Auch Michael wird nach der Veranstaltung motiviert in seine Gemeinde nach Basilan zurückkehren und andere Jugendliche unterstützen, bevor es zu spät ist: »Ich werde unseren religiösen Führern berichten, was ich hier gelernt habe. Und ich will mich mit anderen Jugendlichen unterhalten und ihnen vermitteln, dass wir alle gleich sind. Sie sollen keine Rache mehr üben. Wir müssen nicht weiter unseren Vätern folgen.«

Jugendliche

Robin Pettyfer, Gründer PeaceTech Inc.

Oliver Keller, Soziologe, ZFD-Fachkraft

INFO.BOX PROJEKT

Der ZFD arbeitet seit 2005 auf den Philippinen. Gemeinsam mit staatlichen und zivilgesellschaftlichen Partnern auf Mindanao unterstützt er den Friedensprozess durch die Förderung von Dialogprozessen, den Aufbau von Fähigkeiten zur gewaltfreien Konfliktbearbeitung sowie Informationsarbeit. Zusammen mit der Nichtregierungsorganisation PeaceTech Inc. fördert der ZFD den Einsatz von Kommunikationstechnologie und Social Media für Dialogprozesse, so durch Videokonferenzen im Programm »Empowerment for Peace through Information and Communication«.

> KAMBODSCHA



Sonnenuntergang über Angkor Thom. Zum Abschluss ihres Besuches der ehemaligen Hauptstadt des Königreichs von Angkor drängen sich Scharen von Touristen den steilen Pfad zu dem Hügel Phnom Bakheng hinauf, um den berühmten Tempel Angkor Wat im Licht der untergehenden Sonne bewundern zu können. Auf der Aussichtsplattform des kleinen Temples, der sich auf der Spitze des Berges befindet, mischt sich das Klappern der Kameraauslöser mit dem Stimmengewirr der Touristen, die aus vielen Ländern der Welt angereist sind, um sich verzaubern zu lassen von der magischen Stimmung, die von dem größten religiösen Bauwerk der Erde ausgeht.

Genau hier möchte kaum jemand daran erinnert werden, dass das heutige Touristenparadies vor nur 40 Jahren Schauplatz von Massenexekutionen und anderen massiven Menschenrechtsverletzungen war. Soum Rithy ist einer der wenigen Zeitzeugen, die diese Epoche überlebt haben. Er kennt die Orte der ehemaligen Massengräber ganz genau, denn er hat sie mit eigenen Augen gesehen.

Mr. Soum Rithy

»Es war der dritte Tag des kambodschanischen Neujahrsfestes, als die roten Khmer abends mit hellen Scheinwerfern in Siem Reap einmarschierten. Ich war glücklich, denn ich dachte, der Bürgerkrieg sei nun beendet und die roten Khmer würden Frieden über mein Land bringen. Am nächsten Morgen bestellten sie die Bürger der Stadt zu einem Treffen in das Verwaltungsgebäude der Provinz ein und verkündeten, dass alle Soldaten, Polizisten und Beamte des Lon Nol Regimes an einem 3-tägigen Training zur Vorbereitung der Ankunft des Königs Sihanouk teilnehmen müssten. Der Rest der Bevölkerung sollte die Stadt für 3 Tage verlassen, da die Amerikaner die Stadt bombardieren würden. Soldaten, Polizisten und Beamte mussten auf Lastwagen steigen und wurden weggefahren. Noch am gleichen Tag wurden sie umgebracht. Ich weiß das, da mich die roten Khmer wenig später zum Sammeln von Feuerholz in die Nähe des Tempels Angkor Wat schickten. Die Zufahrtsstraße zum Tempel war gesperrt und die Schützengräben auf beiden Seiten der Straße, in denen die roten Khmer wenige Wochen zuvor noch die Regierungstruppen von Lon Nol bekämpft hatten, waren mit Leichen gefüllt. Am Fuße des Phnom Bakheng, auf der Westseite, sah ich weitere Massengräber. Daneben lagen die Uniformen der Lon Nol Soldaten und andere Kleidungsstücke verstreut.«

Die Ankündigung der roten Khmer, die Einwohner von Siem Reap sollten die Stadt für nur drei Tage verlassen und könnten zurückkehren, sobald die Stadt von »Feinden« gesäubert sei, war nur ein Vorwand, mit dem die gesamte Stadtbevölkerung zur Verrichtung von landwirtschaftlicher Zwangsarbeit auf das Land getrieben wurde. Wer den Lautsprecheransagen der Kommandozone Angkar nicht freiwillig Folge leistete, wurde mithilfe vorgehaltener Gewehre und Schlägen gezwungen. Unter chaotischen Bedingungen flüchtete Soum Rithy gemeinsam mit seiner Familie in ein nahegelegenes Dorf, wo sie sich ein neues Haus bauen und im Namen der Revolution pausenlos harte körperliche Arbeit verrichten mussten.



Nach beinahe zwei Jahren Zwangsarbeit wurde Soum Rithy von den roten Khmer verhaftet und in das Sicherheitsgefängnis der Nordzone in Siem Reap gebracht.



Training

»Sie kamen irgendwann im Januar 1977 spät in der Nacht, um mich und meinen Schwager mitzunehmen. Das genaue Datum kenne ich nicht, da wir zu dieser Zeit weder Uhren noch Kalender hatten. Sie schlugen uns, fesselten unsere Hände hinter dem Rücken und warfen uns auf die Ladefläche eines Lastwagens, auf dem bereits zehn andere Männer aus unserem Dorf lagen. Meine Schwiegermutter fragte verzweifelt: ‚Warum nehmt ihr meinen Sohn mit?‘ Die Soldaten antworteten: ‚Wir verhaften nur unsere Feinde.‘ Sie brachten uns nach Siem Reap in ein altes Gefängnis aus der französischen Kolonialzeit. Als wir ankamen, mussten wir niederknien und unsere Füße wurden an Eisenstangen gekettet. Danach wurden wir in eine stockdunkle Zelle gesperrt.«

Nur wenige Gefangene überlebten die Haft in diesem Sicherheitsgefängnis, das eines der größten des Regimes war. Die meisten wurden hingerichtet, nachdem sie in einer nahegelegenen Pagode verhört und unter Folter gezwungen worden waren, sich selbst als Lon Nol Angehörige oder CIA Spione zu bezichtigen und weitere »Feinde« der Revolution preiszugeben. Soum Rithy konnte diesem Schicksal nur deshalb entgehen, weil seine Fähigkeiten als Mechaniker für die roten Khmer nützlich waren. Nachdem er drei kaputte Mopeds wieder zum Laufen gebracht hatte, verlegten sie ihn in eine größere Zelle, die er sich mit sechs anderen Mechanikern teilte. Sie wurden nachts in ihrer Zelle eingesperrt und tagsüber hinaus gelassen, um für das Regime zu arbeiten. Obwohl die Haftbedingungen für die Mechaniker ein wenig besser waren als die der anderen Gefangenen, war ihr Alltag von Hunger, Durst und den Schikanen der Aufseher geprägt, die Spaß daran fanden, die Inhaftierten willkürlich zu misshandeln. Der Tod war allgegenwärtig. Jeden Tag starben Menschen an Krankheit, Unterernährung oder den Folgen der Folter.

Gerechtigkeit

Im Dezember 1978, kurz vor dem Fall des Pol Pot Regimes, wurde Soum Rithy zusammen mit 20 anderen Gefangenen freigelassen.

*»Ich war fast zwei Jahre lang im Sicherheitsgefängnis der Nordzone gefangen. Diese Erfahrung ist sehr tiefgreifend und schwierig für mich. Es hat Jahre gedauert, bis ich in der Lage war, darüber zu sprechen. Nach dem Fall des Regimes habe ich zufällig einen meiner Peiniger wiedergetroffen. Er hatte mich damals im Gefängnis misshandelt und war sehr schockiert mich zu sehen, da er dachte, dass ich Rache nehmen wollte. Doch ich sagte zu ihm: ‚Mach dir keine Sorgen, ich werde mich nicht rächen. Wir sollten die Vergangenheit hinter uns lassen.‘ Er war sehr erleichtert und auch ich fühlte mich gut nach diesem Zusammentreffen. Vergeltung war für mich der Weg zur **Versöhnung**.*

Heute denke ich nur noch selten an die roten Khmer. Ich helfe meiner Frau dabei, Kokosnüsse zu verkaufen um zum Lebensunterhalt für meine Familie beizutragen. Das einzige, worunter ich momentan leide, ist das Khmer Rouge Tribunal.«

Als im Jahr 2007 fünf frühere Staatsoberhäupter der roten Khmer festgenommen wurden und das Tribunal die Prozesse wegen Kriegsverbrechen gegen sie einleitete, reichte Soum Rithy sofort einen Antrag ein, als Nebenkläger am Tribunal zugelassen zu werden. Er glaubte daran, dass die Prozesse zur **Gerechtigkeit** für die Opfer der roten Khmer beitragen würden und setzte sich mit großem Engagement dafür ein, dass die Massengräber um Siem Reap exhumiert und das Sicherheitsgefängnis der Nordzone in die Prozesse mit einbezogen wird. Doch das Tribunal hat ihn persönlich schwer enttäuscht. Er wurde zwar in dem zweiten großen Fall gegen Noun Chea und Khieu Samphan als Nebenkläger zugelassen, doch die Orte der Massenvernichtung in Siem Reap wurden nach anfänglichen Untersuchungen nicht in die Liste der exemplarischen Tatorte aufgenommen, die das Tribunal in dem aktuellen Prozess aufrollt.

Da niemand zur Exhumierung der Massengräber bereit war, verschwinden die Spuren der Verbrechen nach und nach. Das alte Gefängnis wurde von Investoren abgerissen und an dessen Stelle ein Luxushotel gebaut. Die Thaomyuth Pagode, wo einst die Verhöre stattfanden, ist ebenfalls der touristischen Infrastruktur gewichen – unweit der ehemaligen Pagode steht heute das Ticketbüro, das den Eingang zum Park von Angkor markiert. Nichts erinnert mehr an das Grauen, das die roten Khmer einst über diese Orte gebracht haben.

Versöhnung



Generation

Für Soum Rithy ist es sehr wichtig, dass seine Erinnerungen aus den Jahren 1975 bis 1979 festgehalten und weiter verbreitet werden, damit sie nicht in Vergessenheit geraten. Er ist sehr dankbar dafür, dass er seine Geschichte in einem Buch veröffentlichen konnte, das eine lokale Partnerorganisation des Zivilen Friedensdienstes, das Cambodian Human Rights Action Committee, herausgegeben hat. In dem »Civil Party Story Book« berichten 30 Nebenkläger von ihren Erinnerungen aus der Zeit der roten Khmer. Das Buch ist eines von 11 Reparationsprojekten, die das Khmer Rouge Tribunal den Nebenklägern zugesprochen hat, als es im August 2014 Nuon Chea und Khieu Samphan wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu lebenslanger Haft verurteilte.

»Ich bin den Deutschen sehr dankbar, dass sie die Reparationsprojekte so großzügig unterstützt und damit einen Beitrag zur Gerechtigkeit geleistet haben. Es bedeutet mir sehr viel, dass ich meine Geschichte veröffentlichen konnte. Dadurch werden meine Erinnerungen bewahrt, auch nachdem ich sterbe und die nächste Generation kann von ihnen lernen. Ich möchte, dass die Leute auf der ganzen Welt erfahren, was unter dem Regime der roten Khmer geschehen ist.«

Mr. Soum Rithy ist Überlebender des Khmer Rouge Regimes und Nebenkläger am Khmer Rouge Tribunal in Phnom Penh, Kambodscha

Text: Linda Behnke, Juristin, ZFD-Fachkraft

Fotos: Thomas Trümper, Berater der Victims Support Section, ZFD-Fachkraft

DISCLAIMER DER AUTORIN:

Die Zitate im Text entsprechen nicht den wörtlichen Zitaten von Soum Rithy. Sie sind Zusammenfassungen seiner Aussagen aus zwei Interviews. Ich habe nach bestem Wissen und Gewissen versucht, seine Aussagen so darzustellen, dass sie den Originalzitaten so nah wie möglich kommen, doch aufgrund von Übersetzungsschwierigkeiten sind Ungenauigkeiten nicht auszuschließen.

1 Das Strafmaß der ersten Instanz von 35 Jahren Haft wurde in der 2. Instanz in eine lebenslängliche Haftstrafe umgewandelt.

Das Khmer Rouge Tribunal und die Reparationsprojekte:

Die »Extraordinary Chambers in the Courts of Cambodia« (ECCC) sind ein außerordentliches Tribunal innerhalb der kambodschanischen Gerichtsbarkeit, das für die strafrechtliche Verfolgung der Hauptverantwortlichen des Demokratischen Kampuchea Regimes u.a. wegen Völkermordes, Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Kriegsverbrechen zwischen 1975 und 1979 zuständig ist. Das Tribunal basiert auf einer Vereinbarung zwischen den Vereinten Nationen und der kambodschanischen Regierung und ist mit kambodschanischen sowie internationalen Richtern besetzt, die nur gemeinsam eine Verurteilung aussprechen können. Das Tribunal verkündete im Jahr 2010 sein erstes Urteil gegen Kaing Guek Eav alias Duch, den früheren Direktor des Foltergefängnisses Tuol Sleng, der u.a. wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu lebenslanger Haft verurteilt wurde¹. Im August 2014 wurden Nuon Chea, ehemaliger Stellvertreter von Pol Pot und Khieu Samphan, früheres Staatsoberhaupt des Demokratischen Kampuchea, zum Abschluss der ersten Prozessphase des 2. Falles wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu einer lebenslangen Haftstrafe verurteilt. Derzeit läuft die zweite Prozessphase, in der sich die beiden Angeklagten u.a. dem Vorwurf des Völkermordes stellen müssen.

Die ECCC sind das erste internationale Tribunal, welches die direkte Beteiligung von Opfern am Verfahren in der Rolle der **Nebenkläger** ermöglicht. Allein im 2. Fall sind insgesamt 3.867 Nebenkläger zugelassen, die einen wichtigen Beitrag zum Verfahren leisten und durch bewegende Zeugenaussagen vor Gericht erheblich zur Wahrheitsfindung beitragen. Die internen Regelungen des Tribunals sehen vor, dass den Nebenklägern bei einem Schuldspruch symbolische und kollektive Reparationen als Wiedergutmachung ihres Leidens zugesprochen werden können. Da weder die Angeklagten selbst noch das Tribunal über ausreichende finanzielle Mittel zur Verwirk-

lichung solcher Reparationen verfügen, war es ein Erfolg, dass mit dem Urteil im August 2014 den Nebenklägern elf Reparationsprojekte verliehen werden konnten, die zu einem großen Teil von lokalen Nichtregierungsorganisationen umgesetzt und vom deutschen Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) finanziert wurden.

Nebenkläger



Überblick zur Geschichte der Roten Khmer:

Die maoistisch-nationalistische Guerillabewegung der Roten Khmer übernahm 1975 unter Führung von Pol Pot die Macht in Kambodscha. Ihr Ziel war die Verwirklichung der Ideologie des Agrarkommunismus. Dazu evakuierten sie fast die gesamte Stadtbevölkerung Kambodschas und zwangen sie zur Verrichtung landwirtschaftlicher Arbeit auf dem Land. Alle Angehörigen des vorherigen Regimes des pro-amerikanischen Generals Lon Nol wurden in groß angelegten Exekutionen aus dem Weg geräumt. Das »Demokratische Kampuchea« entwickelte sich innerhalb weniger Monate zu einem gigantischen Arbeits- und Gefangenenlager. Bis zum Ende ihrer Herrschaft 1979 fielen den Roten Khmer etwa 1,7 bis 2,2 Millionen Kambodschaner/-innen zum Opfer. Nach ihrer Vertreibung durch vietnamesische Truppen wurden die Roten Khmer zu einer Untergrundbewegung, die einen Bürgerkrieg gegen das neue, pro-vietnamesische Regime führte. Erst 1998 lösten sie sich endgültig auf.



INFO.BOX PROJEKT

Der **ZFD** arbeitet seit 2002 in Kambodscha, seit 2007 mit dem Fokus »Versöhnung und Gerechtigkeit im Umfeld des Khmer Rouge Tribunals«. Ausgehend von der juristischen Aufarbeitung der Khmer Rouge Verbrechen an den »Extraordinary Chambers in the Courts of Cambodia« (ECCC), unterstützt der ZFD überwiegend »restaurative« bzw. außergerichtliche Maßnahmen im Umfeld des ECCC. Dazu gehören Sensibilisierungs- und Öffentlichkeitsarbeit, psychosoziale Begleitung, Opferbeteiligung sowie die Förderung von Erinnerungs- und Dialogprozessen. Darüber hinaus vertreten vom ZFD unterstützte kambodschanische Anwälte Nebenkläger_innen vor dem Tribunal.

In seinem jüngsten Urteil hat das Gericht elf Reparationsprojekte anerkannt. Fünf davon wurden von ZFD-Partnern umgesetzt. Das Storybook »The Stories from Civil Parties participating in the Extraordinary Chambers in the Courts of Cambodia« gehört dazu. Indem es die Zeugenaussagen im Fall 002/01 dokumentiert, gibt es den betroffenen Menschen eine Stimme. Damit trägt es zur Bearbeitung der traumatischen Erfahrungen bei und erinnert zugleich zukünftige Generationen daran, dass die gewaltvolle Geschichte Kambodschas sich nicht wiederholen darf.



erecht



Fotograf: Felix Koltermann. Das Foto
der Tempelanlage Angkor Wat ist Teil der
Wanderausstellung »Eyes on Darkness
– Aufarbeitung der Vergangenheit in
Kambodscha« des ZFD der GIZ:
www.giz.de/ziviler-friedensdienst

> ÄTHIOPIEN



Es ist
geen. Vachtet
worden. Vachtet
worden. Vachtet

Äthiopien Oromiya

Friedensradio

Es ist möglich

»Die Veränderung ist jetzt sichtbar. Ich erinnere mich noch gut an die Zeit, als ihr uns das erste Mal besucht habt, um das Friedensradio-Projekt zu starten. Ich war damals sehr beunruhigt, dass der frische Konflikt und der Hass zwischen unseren Leuten aus Oromiya und den Leuten aus der Südregion der Beginn von neuer Gewalt sein würde. Jetzt aber haben wir Frieden.«

Auch ich erinnere mich noch gut an diese erste Begegnung Anfang 2012, auf die der Älteste Gemechu Bedecha im Frühsommer 2013 zurückblickt. Meine äthiopischen Arbeitskollegen und ich besuchten zum ersten Mal ein kleines Dorf, ca. 30 Minuten Fahrzeit von meinem Projektstandort Hawassa im Süden Äthiopiens, um der Dorfbevölkerung das Friedensradio-Projekt

vorzustellen. Wir saßen im Schatten eines grossen Baumes, in der Nähe des Hawassa-Sees, neben einem kleinen einfachen Verwaltungsgebäude im Bau. Ein junger Mann erzählte mit bewegter Stimme, dass vor kurzem sein Bruder getötet worden war. »Er ist geschlachtet worden wie eine Ziege«.

Mein äthiopischer Projektpartner Kussia Bekele war wie ich geschockt über die Brutalität dieses Mordes. Kussia erklärte mir schnell in wenigen Worten die Geschichte des mehrjährigen, immer wieder aufflammenden Konfliktes zwischen zwei Ethnien an der Grenze der Regionen Oromiya und Southern Nations Nationalities and Peoples (SNNP) im Süden Äthiopiens.

Am Ende des Besuches fragten wir die Anwesenden, ob sie Interesse hätten, am Friedensradio-Projekt mitzumachen. Hier hört sich einmal wöchentlich eine Gruppe eine Radiosendung zum Thema Frieden und gewaltfreie Konfliktlösung an, die vom Projekt produziert und über den öffentlichen Radiosender ausgestrahlt wird. Im Anschluss an die Sendung wird gemeinsam das Gehörte in einer Diskussion vertieft. Die Ältesten – unter ihnen Gemechu Bedecha, der mir mit seinem vom Leben gezeichneten Gesicht und seinen mit Sorgfalt gewählten Worten gleich aufgefallen war – waren skeptisch, ob dieses Projekt angesichts des aktuell gerade wieder aufgeflammt Konfliktes hier Sinn machen würde, wollten aber einen Versuch wagen. Sie weigerten sich allerdings, sich einmal im Monat gemeinsam mit der Konfliktpartei die Sendung anzuhören, wie das in anderen Gruppen üblich war, wo ehemalige oder aktuelle Konfliktparteien sich zum gemeinsamen Radiohören trafen.

Und so wurde Gemechu Bedecha's Dorf und das ihrer »Feinde« Teil des Friedensradio-Projektes und wir besuchten beide Dörfer regelmässig, aber immer getrennt.



Gemechu Bedecha



Versöhnt – Ehemalige
Konfliktparteien im Gespräch

Ethnie



Im Februar 2013 bei einem Monitoring-Besuch in beiden Dörfern erklärten – für mich völlig unerwartet – mehrere Personen, dass sie den Wunsch hätten, sich zu versöhnen und Frieden zu machen. Sie wollten die Radiosendung gemeinsam hören und baten unser Projekt dafür um Unterstützung.

Wieder zurück im Büro in Hawassa erzählte ich Kussia von diesem bewegenden Moment. Gemeinsam mit den anderen Projektpartnern starteten wir einen Friedens- und Versöhnungsprozess auf verschiedenen Ebenen und mit verschiedenen Veranstaltungen, an denen Gemechu Bedecha auch teilnahm. Unter anderem konnten Schlüsselpersonen aus den beiden Dörfern gemeinsam ein Training in Konfliktbearbeitung besuchen. Zudem organisierten wir einen Besuch aufs Land zu ehemaligen Konfliktparteien, die ihren vergleichbaren, jahrelangen Konflikt friedlich beendet hatten.

Es war ein weiterer, sehr bewegender Moment, im April *unsere* Konfliktparteien gemeinsam im Bus sitzen zu sehen, der die Fahnen Äthiopiens, von SNNP und Oromiya trug. Wir waren alle tief beeindruckt von den Geschichten der ehemaligen Konfliktparteien, die wir vor Ort hörten. Abends saßen wir alle noch lange zusammen, ohne Strom im Dunkeln und diskutierten das Gehörte.

Die Menschen waren müde vom jahrelangen Konflikt, von der Gewalt und dem Hass. Sie wollten endlich in Frieden leben. Ein alter Mann erzählte uns, dass er neben seinem leiblichen Sohn einen Jungen der anderen **Ethnie** bei sich aufgezogen hatte. »Wie wenn er mein eigener Sohn wäre« – und der dann später seinen leiblichen Sohn tötete. Nichtsdestotrotz unterstützte dieser alte Mann bis heute die Familie des »Mörders«, weil er ja zur Familie gehört. Er meinte, man muss den Hass überwinden und verzeihen.

Rituale
Rituale

Rituale

Lachen

»Unsere« Ältesten schämten sich, dass sie es bisher nicht geschafft hatten sich zu versöhnen. Und das, obwohl sie doch aus der Stadt kämen und gebildet seien. Feierlich versprachen sie am zweiten Besuchstag vor Zeugen, dass sie sich jetzt für Versöhnung und Frieden einsetzen würden.

Und so kam es, dass ich im Mai 2013, einen Monat vor meiner definitiven Ausreise aus Äthiopien an der traditionellen Versöhnungszeremonie teilnehmen durfte. Diese Zeremonie beinhaltet viele **Rituale**, durchgeführt von den Ältesten der beiden Konfliktparteien. Tief ergriffen war ich, als die Ältesten auf dem Höhepunkt der Zeremonie zwei Ziegen schlachteten und deren Blut über die Opfer bzw. Angehörigen der toten Opfer des Konfliktes mit einem einfachen Pflanzenwedel versprengten. Anschließend wurde gestenreich um Vergebung gebeten. Berührt hat mich am Ende der Zeremonie die ehemaligen Feinde Hand in Hand zu sehen. Waren die Gesichter der Teilnehmenden am Anfang des Anlasses angespannt, so waren sie jetzt entspannt und man hörte sogar ab und zu ein **Lachen**.



Simone Notz, Beraterin und Trainerin für Konfliktbearbeitung
und Friedensförderung, ZFD-Fachkraft

INFO.BOX PROJEKT

Der **ZFD** arbeitet seit 2006 in Äthiopien. Er unterstützt die Bemühungen um gewaltfreie Konfliktbearbeitung auf allen Ebenen: lokal, regional und national und stärkt deren Verbindung durch die Entwicklung und Umsetzung gemeinsamer Strategien.

Das Friedensradio sensibilisiert Menschen insbesondere in lokalen Gemeinden für gewaltfreie Konfliktlösungen. Die Radio-Sendungen zeigen anhand konkreter Beispiele, wie Menschen Konflikte ohne Gewalt z.B. durch Gespräche lösen können. Ein Schlüsselmoment, der motiviert: wenn es andere geschafft haben, Frieden zu machen und sich zu versöhnen, dann schaffen wir das auch! Veränderung mit gewaltfreien Mitteln ist machbar.

> BURUNDI

Heute toleriere ich die Fehler anderer



Seit dem Arusha-Friedensabkommen 2000 und der Realisierung der neuen Verfassung 2005 erholt sich das kleine zentralafrikanische Land Burundi langsam von den Folgen des langjährigen Bürgerkrieges und den seit der Unabhängigkeit in 1962 andauernden Wellen ethnisch-politischer Gewalt. Heute ist die ethnische Konfliktdimension in den Hintergrund getreten. Stattdessen beherrschen Landkonflikte, Konflikte mit rückkehrenden Flüchtlingen, sozio-ökonomische Auseinandersetzungen und solche zwischen den Anhänger_innen politischer Parteien das Leben der knapp 10,5 Millionen Burunder.

Noch während des Bürgerkrieges hat THARS (Trauma Healing and Reconciliation Services) mit einem Programm begonnen, das den Bürgerinnen und Bürgern Burundis Alternativen zur gewaltvollen Austragung von Konflikten aufzeigen sollte: Das »Alternatives to Violence Project« AVP¹. Der Ansatz stützt sich auf die Grundannahme, dass in jedem Menschen die innere

Vorurteile



Kraft ruht Konflikte gewaltfrei zu transformieren. Das Bedürfnis des Menschen nach Selbst- und Fremdfürsorge erlaubt es uns die notwendigen Fähigkeiten und Verhaltensweisen anzueignen, um ein Leben ohne Gewalt und Kriminalität zu führen. AVP bedient sich verschiedener Methoden der Friedenspädagogik. Es schafft einen Raum der Begegnung für Mitglieder gegnerischer Gruppen. Dies bietet allen Beteiligten die Möglichkeit, **Vorurteile** aus dem Weg zu räumen, übereinander und voneinander zu lernen um die eigene Haltung gegenüber »den Anderen« zu verändern. Die Teilnehmenden stärken ihr Selbstbewusstsein, aber auch ihr Verantwortungsgefühl gegenüber der Gesellschaft.

AVP Trainings sind nicht für eine konkrete Zielgruppe konzipiert, sie können dem jeweiligen Kontext angepasst werden und

nehmen auf die persönlichen Erfahrungen der Teilnehmenden Bezug, wodurch die vermittelten Inhalte greifbarer und anwendbarer werden. Dazu der Leiter einer lokalen Jugendbewegung der regierenden Partei: »Die Teilnehmenden in meiner Fortbildung waren unterschiedliche politische Akteure. Vor der Fortbildung haben sich die Mitglieder unterschiedlicher Parteien nicht einmal begrüßt. Erst durch die Fortbildung haben wir begonnen miteinander zu sprechen. Die Fortbildung hat eine Veränderung bei uns jungen, politischen Führungspersonen bewirkt und wird daher auch in unsere Gemeinschaft hinein wirken, da wir Vorbilder sind.«

In der Gemeinde Marangara bestanden hauptsächlich Spannungen zwischen Mitgliedern der regierenden Partei und der Opposition, insbesondere in den Jugendbewegungen, die an diese Parteien gebunden sind. In einer Evaluierungssitzung einige Monate nach den drei in Marangara durchgeführten Workshops berichteten die Teilnehmenden von ersten Veränderungen: Sie haben in der Zwischenzeit Strukturen aufgebaut, in denen sich die Leiter der Jugendparteigruppen austauschen und aufkommende Konflikte gewaltfrei aushandeln, ohne sich gegenseitig anzugreifen.

Verständnis

Ein Mitglied einer Oppositionspartei: »Das Training hat mich in vielen Bereichen weitergebracht, unter anderem in Fragen von Toleranz und **Verständnis** gegenüber anderen Menschen. Heute toleriere ich die Fehler anderer, egal ob sie absichtlich oder unabsichtlich gemacht wurden.«

Die Gemeinde Ruhororo war gezeichnet von ethnischen Konflikten zwischen den während des Bürgerkrieges vor der Gewalt geflohenen Tutsi, die noch heute in Binnenflüchtlingslagern leben und – oft aus Angst – nicht auf ihre Hügel zurückkehren möchten zu ihren ehemaligen Nachbarn. Dank der AVP Trainings hat dieses Misstrauen abgenommen. Die Teilnehmenden – jung und alt – geben an, dass sie in einen gegenseitigen Austausch getreten sind und anders als früher miteinander sprechen. Sie haben Freundschaften untereinander geknüpft und besuchen sich gegenseitig.

Bei der Evaluation erläuterte ein Lehrer aus einem Lager in Ruhororo: »Anfangs fiel es uns schwer, die Hutu auf den Hügeln zu grüßen und mit ihnen zu sprechen. Ich selbst habe die Schüler_innen in der Schule nicht als gleichwertig angesehen. Aber heute haben wir verstanden, dass wir alle Opfer der Gewalt der **Vergangenheit** sind. Wir haben alle gelitten, Hutu und Tutsi haben dasselbe Leid erfahren. Wir haben uns verändert und die Leute, die uns kennen, bemerken dieses und fangen selber an ihr Verhalten zu ändern. Sie sehen an uns, dass es möglich ist die Schatten der Vergangenheit zu überwinden.«

Das Leben in der Gemeinde Mabanda war von Landkonflikten beherrscht, denn nachdem viele Hutu vor der ethnisch motivierten Gewalt nach Tansania geflohen sind, wurde ihr Land von anderen – Hutu und Tutsi – besetzt. Nach ihrer Rückkehr wurde ihnen eine Rückkehr auf ihr Land verwehrt. Da die Bevölkerung aber hauptsächlich von Subsistenzwirtschaft lebt und Land im dicht besiedelten Burundi sehr knapp ist, verschärften sich die Konflikte. Durch die AVP-Workshops haben die Teilnehmenden begonnen, diese Konflikte nicht mit Gewalt regeln zu wollen und sind in vielen Fällen bereit, die Entscheidung der nationalen Landkommission abzuwarten und diese zu akzeptieren.

Dorothee Lepperhoff, M.A. Romanistik, Amerikanistik, Ethnologie , ZFD-Fachkraft
 Pierre-Célestin Ndikumana, Psychologe, Friedensfachkraft THARS und
 Merel Overbeeke, Politologin, ZFD-Fachkraft

Vergangenheit



INFO.BOX PROJEKT

Der **ZFD** arbeitet seit 2009 in Burundi. Im Kontext des nationalen Wahrheits- und Versöhnungsprozesses stärkt er zivilgesellschaftliche und staatliche Akteure und unterstützt so die burundische Gesellschaft in ihren Bemühungen, die Vergangenheit zu bewältigen und aufkommende Konflikte gewaltfrei zu lösen. Seit 2011 unterstützt der ZFD die burundische Nichtregierungsorganisation Trauma Healing and Reconciliation Services (THARS), die Versöhnung und Trauma-Bearbeitung durch psychosoziale Dienste auf lokaler Ebene fördert. Die Anwendung des AVP-Ansatzes zeigt Erfolge im Kampf gegen Gewalt und fördert ein friedlicheres Zusammenleben trotz ethnischer, politischer oder regionaler Differenzen.

1 AVP: Alternatives to Violence Project (AVP) wurde in den 1970er Jahren im Green Haven Gefängnis in New York, USA erarbeitet und soll dazu beitragen Gewalt in der Gesellschaft zu reduzieren. Die Workshops vermitteln Techniken zur konstruktiven Konfliktaustragung, mit denen die Teilnehmenden ihr Leben aktiv bereichern, positive zwischenmenschliche Beziehungen gestalten, sich selbst besser kennenlernen und von der Bürde der Gewalt befreien können.

> RUANDA



Die Kunst, eine abweichende Meinung zu haben

Die weit geöffneten Türen des Meetingraums führen in einen akkurat gepflegten Garten. Wie in Ruanda üblich, ist die Grundstücksmauer zum Schutz gegen Eindringlinge mit zerbrochenen Flaschen gespickt. Doch über die spitzen Glasscherben hinweg können die Workshop-Teilnehmenden ihren Blick ins Freie schweifen lassen. Auf den gegenüber liegenden Hügel zum Beispiel, der die Innenstadt Kigalis beherbergt. Aus dem geschäftigen Viertel ragen mehrstöckige Häuser und ein paar Bäume hervor. Wie kleine blitzende Punkte rollen Autos auf und ab.

Vorbehaltlos folgten im Jahr 1994 viele junge Ruander den Aufrufen zum Genozid an der Tutsi-Minderheit. 21 Jahre danach ist blinder Gehorsam gegenüber Autoritäten immer noch weit verbreitet. Zusammen mit dem Zivilen Friedensdienst hat es sich die ruandische Organisation **Never Again Rwanda (NAR)** zum Ziel gesetzt, in der Region der Großen Seen das kritische Denken zu fördern.

Fünf Männer und drei Frauen sitzen um einen ovalen Tisch und analysieren eine kurze Textpassage, die von der Ähnlichkeit zwischen Eiszeit-Höhlenmalereien in England und in Deutschland handelt. »Was denkt ihr?« fragt Floriane Niyungeko, eine der Trainerinnen: »Gibt der Autor des Textes uns hier eine

Beschreibung, eine Erklärung, ein Argument oder eine Zusammenfassung?«. Der Workshop möchte jungen Menschen eine Stimme geben und sie ermutigen, sich aktiv für den Friedensprozess in Ruanda und dessen Nachbarländern zu engagieren. Seit 2014 wird dazu auch der Ansatz des kritischen Denkens genutzt. »Jugendliche in der Region der Großen Seen werden dazu

Denkmuster



erzogen, älteren Menschen **Respekt** zu erweisen. Wenn diese dir sagen 'Mach dies oder jenes', dann machst du das, ohne dein Handeln auch nur zu hinterfragen.« Niyungeko lässt ihre sonst so aktiven Hände auf ihre Oberschenkel sinken und hält einen Moment inne: »Das führt dazu, dass sich junge Leute leicht manipulieren lassen und zum Beispiel gedankenlos einer Rebellengruppe beitreten.«

Um gemeinsam zu lernen, sowohl den eigenen als auch davon abweichenden Anschauungen und Denkweisen aufgeschlossen zu begegnen, schult die Organisation *Never Again Rwanda* derzeit ihre Mitarbeitenden derzeit im kritischen Denken. In den kommenden Jahren wird der Ansatz dann an die Zielgruppen der Organisation weitergegeben. Jugendliche und Lehrende in ganz Ruanda werden einüben, vorgegebene **Denkmuster** in Frage zu stellen, ihre Meinungen zu diskutieren und eigene Argumentationslinien zu entwickeln.

Zur Analyse des Eiszeit-Textes sind sowohl Mitarbeitenden als auch Freiwillige und Partner von *Never Again Rwanda* zusammengekommen. Ein Ventilator bringt mit dumpfem Brummen die Vorhänge zum Flattern. Draußen haben es ein paar Sonnenstrahlen durch den diesigen Himmel geschafft. Einige Teilnehmenden markieren mit dem Kugelschreiber die Paragraphen auf ihrem Arbeitsblatt. »Der Autor beschreibt die Bilder in der Höhle«, meldet sich eine junge Frau zu Wort. »Ist der Text eine Beschreibung?«. »Hm«, entgegnet eine andere. »Er sagt, dass Höhlenmalereien in Deutschland und England ähnlich aussehen, weil die Länder damals wahrscheinlich verbunden waren. Das ist ein Argument!«

Für Théoneste Ndongutse, der als lokale Fachkraft bei *Never Again Rwanda* das Critical Thinking-Konzept seiner Organisation mitentwickelt hat, ist es wichtig, dass die Teilnehmenden positive und negative Argumente erkennen und gegeneinander abwägen können, bevor sie sich auf eine Position festlegen. »Im Laufe unseres Lebens müssen wir immer wieder die richtigen Entscheidungen treffen. Und das kann ja nicht in einem Vakuum geschehen.« Während er spricht,

R e s p e k t



*»Selbst wenn du in deinem Leben Frieden hast –
dreh dich rum und bring denen Frieden, die ihn
noch nicht haben.«*

Doline Uwera

Gemeinsam



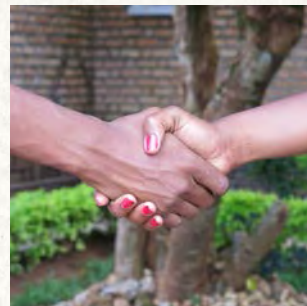
Zusammen



Freude



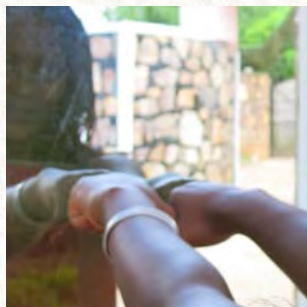
Einheit



Eins mit mir



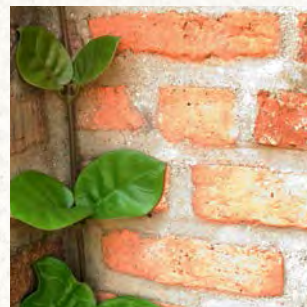
Ich bin meine Freundin



Glück



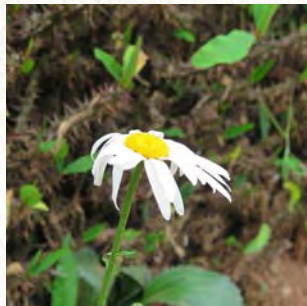
Wachstum



Neugier



Stärke



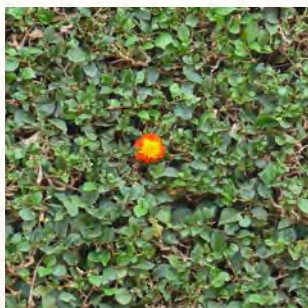
Visionen



Vielfalt



Anders sein



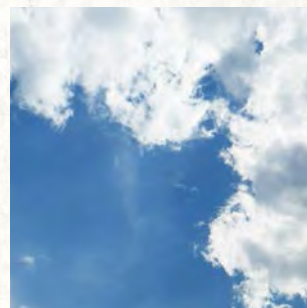
Zuversicht



Helfen



Licht



Die Fotos stammen aus in einem zweitägigen Workshop mit Jugendlichen von Never Again Rwanda und Jugendlichen der ZFD Partnerorganisation Ejo Youth Echo.

Meinung

zeichnet der Mitte Dreißigjährige mit beiden Händen ein kreisförmiges Vakuum in die Luft. Auch er denkt, dass die hohe Beteiligung Jugendlicher am Genozid im Jahr 1994 damit zu tun hatte, dass sie nicht gewohnt waren, sich eine eigene **Meinung** zu bilden. »In der Vergangenheit haben die jungen Leute das nicht gelernt. Sie wurden durch Politiker manipuliert, gehorchten ihnen blind und nahmen aktiv an den Massakern des Genozids an den Tutsi teil.«

»Kuki? Warum?« wurde zum Motto des kritischen Denkens in seiner Organisation. Alle Meinungen und Aussagen werden durch ein großes ›Warum?‹ hinterfragt. Warum denkst du so? Warum ist das so? Warum sollte ich das tun?

Und die Workshopteilnehmenden sind experimentierfreudig genug, um sich auf das Hinterfragen festgeschriebener Positionen einzulassen. »Ich muss jetzt gleich sprechen, sonst platz ich!«, sprudelt es beispielsweise aus dem ehrenamtlich tätigen Fabrice heraus, als er in einer Diskussion rund um die Frage, ob man seine eigenen Versprechen halten sollte, unbedingt seinen eigenen Standpunkt darlegen will. Sich darüber zu freuen, die eigenen Gedanken zu offenbaren, ist in einem Land, in dem Zurückhaltung und Konformität als hohe Werte angesehen werden, für viele eine bislang unbekannte Erfahrung.

Auch das Team stellt bereits **Veränderungen** an sich selbst fest: »Früher war es mir völlig egal, ob ich Belege für den Wahrheitsgehalt einer Geschichte hatte, die ich von jemand anderem gehört habe. Ich glaubte sie einfach«, gibt Théoneste Ndungutse zu. »Inzwischen habe ich erkannt, dass es gefährlich ist, Dinge einfach so hinzunehmen. Ich überprüfe jetzt immer, ob es noch andere Versionen zu einer Geschichte gibt.«

Und die junge Trainerin Floriane Niyungeko erklärt: »Ich habe gelernt, dass kritisches Denken nicht bedeutet, einfach nur alles zu kritisieren. Du kannst mit etwas einverstanden sein oder nicht, das Wichtigste ist, dass du anderen deine Logik erklären kannst.« Während sie mit

*»Wir müssen selbst die Veränderung sein,
die wir in der Welt sehen möchten.
Wir müssen gut nachdenken, bevor wir
handeln. Es beginnt mit uns!«*

Diane Murekatete

ihren Armen weit ausholt, um mit einem kraftvollen Schwung ihren Satz zu unterstreichen, fügt sie hinzu: »Heute kann mir keiner mehr einfach so sagen: »Frauen sind den Männern unterlegen. Wenn jemand das denkt, soll er mir auch Argumente liefern, die das unterstützen. Punkt.« Sie klatscht in die Hände, nickt lachend und wendet sich wieder ihren Textpassagen über verschiedene Arten von Diskussionsbausteinen zu.

Johanna Wild, Journalistin, ZFD-Fachkraft

Irene Erben, M.A. Friedens- und Konfliktforschung, Sozialpädagogin, ZFD-Fachkraft

Das Konzept des kritischen Denkens steht auch für Ejo! Youth Echo im Vordergrund. Dazu Chrispin Mizeru:

Die Medienorganisation Ejo! Youth Echo setzt sich mit flüsternder Stimme für eine Kultur des Friedens ein und alarmiert mich, dass das Leben eine unvorhersehbare lange Reise ist. Diese Reise kann niemand alleine begeben. Als menschliche Wesen sind wir dazu gemacht, hilfsbereit zusammenzuleben. Hand in Hand gehen wir auf unsere Bestimmung zu. Gemeinsam sind wir erfolgreich, gespalten scheitern wir.

INFO.BOX PROJEKT

Der **ZFD** arbeitet seit 2001 in Ruanda. Auch 20 Jahre nach dem Genozid an den Tutsi bleibt das Land von dieser Gewalterfahrung geprägt. Der ZFD stärkt zivilgesellschaftliche Organisationen darin, soziale Trennlinien zu überwinden und ein gemeinschaftliches Leben zu schaffen. Seine Schwerpunkte sind Vergangenheits- und Dialogarbeit, konfliktsensible Berichterstattung und Traumaarbeit. Die Nichtregierungsorganisation **Never Again Rwanda** ist seit 2010 Partner des ZFD. Nachhaltiger Frieden und Entwicklung werden in ihrer Vision vor allem durch kreative, aktive und kritisch denkende Jugendliche befördert.

»Der Respekt vor jedermanns Ideen ist eine der Grundlagen von Frieden.«

Maurice Shyaka



Die beste Art sich
um die Lebenden zu
sorgen, besteht darin,
sich um die Toten zu
kümmern



Knapp ein Jahr später hat Jacqueline das Bild immer noch deutlich vor den Augen: Eine Frau sitzt auf einem Hocker im Garten einer Kirche und wäscht Knochen. Die Szene ereignete sich in Nyamata, 35 km südöstlich von Kigali, in Ruanda. Im April 1994 suchten Hunderte von Tutsi Zuflucht in dieser Kirche. Vergeblich. Sie wurden mit Granaten, Gewehren und Macheten angegriffen und etwa 2 500 von ihnen umgebracht. Die Lichttupfen, die heute durch das von Granatsplittern durchlöcher- te Wellblechdach in den Innenraum der Kirche fallen, erinnern an einen Sternen- himmel. Steigt man jedoch in die Krypta hinab, ist man mit den aufgebahrten Schädeln und Knochen von Opfern konfrontiert. Ein Sinnbild für die ruandische Gesellschaft, in der bei allem Anschein von Friedlichkeit die Folgen des Völker- mords nie weit unter der Oberfläche lagern?

symbolisch

Jacqueline ist die Präsidentin der burundischen Organisation AVOD, die sich für die Rechte von Witwen und Waisen einsetzt, die es durch die zahlreichen Wellen politischer Gewalt gibt. Als Repräsentantin ihrer Organisation nimmt sie im April 2014 an einer Studienreise nach Ruanda teil, um dort die 20jährigen Gedenkfeiern zur Erinnerung an den Völkermord zu besuchen. Insgesamt brechen Vertreter von sieben Opferorganisationen ins Nachbarland auf. Für die meisten Teilnehmenden ist es das erste Mal, dass sie an den ruandischen Gedenkfeiern teilnehmen. Für manche ist es sogar der erste Besuch in Ruanda überhaupt. Dabei dauert die Busfahrt von Bujumbura bis zur Grenze nur drei Stunden. Die Stimmung im Bus ist gespannt, die Gruppe weiß nicht genau, was sie erwartet. Die Teilnehmenden haben nur vage Vorstellungen von solchen Institutionen wie dem Internationalen Strafgerichtshof für Ruanda oder dem traditionellen Konflikt-schlichtungsmechanismus Gacaca, der zur Aufarbeitung



Burundi und Ruanda haben eine gemeinsame Kolonialvergangenheit: sie waren Teil von Deutsch-Ostafrika, bis sie unter belgische Treuhandverwaltung kamen. 1962 erlangten beide Länder ihre Unabhängigkeit. In Burundi ereigneten sich zyklische Gewaltwellen innerhalb eines politischen Konflikts, der zum Teil anhand ethnischer Linien ausgetragen wurde. Während der folgenden Jahrzehnte, zuletzt in großem Ausmaß während des Bürgerkrieges, der 1993 in Folge des Attentats auf den ersten frei gewählten Präsidenten ausbrach, verloren Hunderttausende ihr Leben und eine weitaus größere Zahl musste als Binnenvertriebene und Flüchtlinge ihre Heimat verlassen. Der Friedensvertrag von Arusha 2000 beendete zumindest formell diese Gewalt. 2014 wurde schließlich eine in diesem Friedensvertrag vorgesehene Wahrheits- und Versöhnungskommission eingerichtet, die die schweren Menschenrechtsverletzungen seit der Unabhängigkeit aufarbeiten soll.

des Völkermordes umfunktioniert wurde. Trotz der Anspannung wächst die Gruppe während der Fahrt zusammen. Wäre der Anlass der Reise nicht so traurig, wirkt es ein bisschen wie eine gemeinsame Abenteuerfahrt.

Acht Tage der Teilnahme an Gedenkveranstaltungen auf nationaler und lokaler Ebene, acht Tage der Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Aspekten der ruandischen Geschichte und ihrer Aufarbeitung, zahlreiche Besuche von Gedenkstätten wie der in Nymata und nicht zuletzt die gemeinsam verbrachte Zeit hinterlassen ihre Spuren. Für Charles beispielsweise ist es die staatliche Präsenz während der Gedenkfeiern, die ihn inspiriert: Im Jahr zuvor noch hatten burundische Autoritäten die Gedenkveranstaltungen seiner Organisation im Nordwesten Burundis verboten. Nach der Studienreise wendet er sich erneut an sie. Diesmal nicht als Bittsteller, sondern er trägt einen Anspruch der **Opfer** und ihrer Familienangehörigen auf ein würdevolles Gedenken an die Verstorbenen vor. Die Änderung seines Vorgehens hat Erfolg.

Für Jacqueline ist es die bedeutende Rolle, welche die Opfer im öffentlichen Gedenken einnehmen und die ihrer Ansicht nach im krassen Gegensatz zur Marginalisierung im eigenen Land steht. In Burundi kämpfen die Überlebenden um Anerkennung und auch um die würdevolle Bestattung ihrer Familienangehörigen, die allzu oft in anonymen Massengräbern verscharrt sind. Aus diesem Grund können traditionelle Trauerprozesse nicht abgeschlossen werden. Beseelt von dem Wunsch, dies zu ändern, sagt sie die Worte: »Die beste Art sich um die Lebenden zu sorgen, besteht darin, sich um die Toten zu kümmern«. Sie meint dies nicht nur **symbolisch**, sondern verweist auf die Frau, die im Kirchgarten von Nyamata Knochen wusch, um eine Bestattungszeremonie vorzubereiten.

Bedeutend ist schließlich auch, wie die Reise das Verhältnis der Teilnehmenden untereinander und ihrer Organisationen zueinander verändert hat. Die unterschiedlichen Gruppenzugehörigkeiten verlieren zunehmend an Bedeutung und die Empathie für die Erfahrungen des anderen nimmt zu. Einer spricht davon, wie er das seltsame Gefühl hatte, in Ruanda stellvertretend um seine Angehörigen trauern zu können und wie er sich dafür einsetzen



möchte, dass sich dies auch in seinem Land möglich wird. Eine andere Teilnehmerin beschreibt, wie durch die Besuche der Gedenkstätten abstrakte Fakten greifbar geworden sind. Alle sind betroffen von den Gräueltaten, die den Tutsi in Ruanda angetan wurden und deren Folgen sie beobachten konnten – unabhängig davon, welcher Gruppe sie selbst angehören. Das Leid der Opfer und **Überlebenden** rückt in den Vordergrund, ihre jeweilige Gruppenzugehörigkeit ist nicht mehr wichtig. Deshalb wollen die Teilnehmenden der Reise sich in Burundi verstärkt gemeinsam für die Rechte von Opfern der Gewaltverbrechen einsetzen. Dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit überdauert die Reise und führt zum Beispiel dazu, dass die Organisationen am 15. Dezember 2014 eine große gemeinsame Gedenkveranstaltung in Bujumbura veranstalten. Auf dieser Veranstaltung treten sie demonstrativ geschlossen auf; sie wollen sich von den Politikern ihres Landes nicht länger auseinander dividieren lassen. Der gerade ernannte Präsident der burundischen Wahrheits- und Versöhnungskommission spricht auf der Veranstaltung und verkündet, die Opfer ins Zentrum der Arbeit der Kommission zu stellen. Jacqueline möchte ihren Teil dazu beitragen, dass dies Wirklichkeit wird, indem sie die Mitglieder ihrer Organisation dazu aufruft, ihre Stimme zu erheben, um sich für die Anerkennung ihrer Rechte einzusetzen.

Salif Nimaga, Rechtssoziologe
ZFD-Fachkraft

Überlebende

INFO.BOX PROJEKT

Der **ZFD** arbeitet seit 2001 in Ruanda. Auch 20 Jahre nach dem Genozid an den Tutsi bleibt das Land von dieser Gewalterfahrung geprägt. Der ZFD stärkt zivilgesellschaftliche Organisationen darin, soziale Trennlinien zu überwinden und ein gemeinschaftliches Leben zu schaffen. Seine Schwerpunkte sind Vergangenheits- und Dialogarbeit, konfliktsensible Berichterstattung und Traumaarbeit. Die im Text beschriebenen Partnerorganisationen des ZFD vertreten die Interessen der Opfer politischer Gewalt in Burundi und sind in einer Plattform namens CARAVI vereinigt.

> BOLIVIEN

Die Veränderung beginnt in dir



Veränderung
Haltung
Dialog

Wir befanden uns am Ende des 2. Moduls der Bolivianischen Dialogschule in 2012 und waren rund

20 Personen, die auf Stühlen in einem Kreis versammelt waren. Die Trainerin hatte vorgeschlagen, dass jede_r Teilnehmer_in mitteilt, was er/sie von der Dialogschule mitnimmt. Sonia¹, eine Indigene des Volkes der Leco, die eine indigene Frauenorganisation in der Region führt, bat um das Wort. Sie schaute einen anderen Teilnehmer direkt an und sagte:

»In diesem Modul habe ich gemerkt, dass ich Angst vor dir hatte, Pedro. Und den Blick nun auf die Gruppe gerichtet, fährt sie fort: Ich hatte Angst davor, wie er so ist, weil er zur Universität gegangen ist und gut reden kann. Ich habe ihm zugehört – und dann habe ich auch gemerkt, dass wir beide eine Geschichte haben, zudem Kinder und dass wir beide etwas hier lernen. Jetzt möchte ich keine Angst mehr haben, jetzt möchte ich dich noch besser kennen lernen, möchte ich alle kennen lernen.«

Dieser Moment war ein Meilenstein im Prozess. Alle haben wir eine **Veränderung** erlebt in der Art, wie sich die beiden miteinander verbunden haben und jeder von den beiden mit der Gruppe. Die beobachtende, distanzierte Haltung von Pedro wandelte sich in eine zugewandte, respektvolle und auch amüsante Führung. Die schüchterne Art von Sonia veränderte sich hin zu einer aktiven Teilnahme, engagiert sich selbst und der Gruppe gegenüber.

¹ Die hier verwendeten Namen entsprechen nicht den realen Namen, um die Privatsphäre der Personen zu schützen, die interviewt wurden. Die Interviewquelle sind die Filmaufnahmen der verschiedenen Durchgänge der Bolivianischen Dialogschule.



Klick

Klick

Alle kennen wir das, den *Klick* oder *Aha-Effekt*, wenn wir uns einer Sache bewusst werden. Es ist der Moment, der tief in uns die Bedeutung eines Aspekts der Realität verändert und gleichzeitig ein neues Geflecht von Einsichten erzeugt. Wir erleben das wie eine Überraschung, eine Entdeckung – und daher der Ausdruck *Klick* oder *Aha*!

Eli, Teilnehmer der Dialogschule in 2014 beschrieb es so: »Der *Klick* bedeutet, dass ich mir einer Sache bewusst werde, die möglicherweise schon vorher da war oder die gerade in diesem Moment auftaucht und erscheint. Es ist etwas, was deine Neuronen aufweckt: Ah, so hatte ich das bisher noch nicht gesehen! Es bedeutet, dass du dich nicht verschließt oder in etwas einpasst, was du als abgeschlossen gesehen hast, sondern im Moment des Klicks denkst du: Ja, es könnte auch so sein.«

Der Klick steht für eine Erweiterung des Bewusstseins, eine Art Verlagerung im Inneren, bei der wir unsere Sicht auf die Anderen, auf das Thema, das uns beschäftigt, auf die Geschichte oder die Zukunft erweitern und vertiefen: »Ich verstand und sah die Herrschaftsverhältnisse bisher als etwas Äußeres, etwas außerhalb von mir, etwas zwischen den Anderen ... natürlich auch der Anderen über mich, aber ich sah mich selbst in der Position des Beherrschten. Ich habe mich als jemanden gesehen, der anderen unterworfen ist. Doch sehr subtil habe ich gemerkt, dass Macht und Herrschaft auch etwas in mir sind, dass ich z. B. unterbreche, weil ich denke, dass mein Wort mehr wert ist als das der Anderen. Ich habe gemerkt, dass ich mich darüber ärgere, wenn die

Sachen nicht so laufen, wie ich es erwarte, weil ich denke, dass meine Art, die Dinge zu sehen, besser ist als die der Anderen. Es tut weh, mich so zu sehen, mir gefällt es nicht, mich so zu sehen, aber ich merke auch, dass es mich stärkt, mich selbst zu sehen, weil ich jetzt besser verstehe, um was es geht, weil ich jetzt besser weiß, was wir verändern wollen.«

Diese Erweiterung des komplexen Verständnisses führt zugleich zu neuen oder anderen Handlungsoptionen und bedeutet eine Veränderung des »Raumes der Möglichkeiten«.

Arthur Battram, vom Institut Santa Fe beschreibt ihn folgendermaßen:

»Der Raum der Möglichkeiten ist der Ort, in dem all unsere Ideen leben, bevor sie Realität werden. Der **Raum** der Möglichkeiten ist genauso real wie eine Organisation real ist: Er entsteht in der Sprache. Wenn man die Ideen erkundet, erkundet man den Raum der Möglichkeiten. Man stellt keine simple Analogie her, sondern eine Beschreibung des Suchprozesses, der im Geiste vor sich geht. Normalerweise, wenn man etwas im Raum der Möglichkeiten sucht, sucht man nur in einem kleinen, bekannten Teil, aber wenn wir uns nicht aus der Zone des Vorhersagbaren heraus wagen, werden wir nie diese (neuen) Ideen entdecken.«

Er ergänzt: »Der fundamentale Mechanismus, um neue Realitäten zu schaffen, befindet sich im Gespräch. Meine eigene Sichtweise über die Möglichkeiten ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Ganzen. Wenn wir deine Sichtweise hinzufügen und die der Anderen, die unserer »Gemeinschaft« angehören, können wir unseren Raum der Möglichkeiten enorm erweitern.²«

Der Dialog, der verändert, funktioniert wie ein Transformator, durch den die Wahrscheinlichkeiten zunehmen, solche Momente der Umdeutung und Erweiterung der Räume der Möglichkeiten zu erleben. In gemeinsamen Reflexionsprozessen werden neue kollektive Einsichten geschaffen, die als neue Pakte auftauchen und sich durch Erlebnisse der Begegnung und der gegenseitigen Bereicherung erhalten. Es handelt sich dabei um eine Erfahrung, die weit über die simplifizierende lineare Rationalität hinausgeht.

Es sind keine Veränderungen, die sich »wiederholen«, sondern solche, die »ausstrahlen«. Im Durchgang einer Dialogschule in 2014 empfingen wir vier Teilnehmende, die aus derselben Gemeinde kamen und sich in einem lokalen Konflikt miteinander befanden. Als Vertreterinnen und Vertreter einer städtischen und einer ländlichen Indigenen-Organisation, einer Gruppe sogenannter »Interkultureller« und der Gemeindeverwaltung hatten sie vier verschiedene Perspektiven auf die wirtschaftliche Entwicklung in der Gemeinde. Durch unsere Methoden und

² Das Santa Fe Institute in New Mexico befasst sich mit Komplexitätsforschung. Das Zitat entstammt dem Buch: »Navegar por la complejidad«, von Arthur Battram, Ediciones Granica, Barcelona 2001

praktischen Übungen präsentierten sich die vier Konfliktparteien im Laufe der Dialogschule als Gruppe mit einer neuen kollektiven Einsicht: Sie beschlossen, aus den unterschiedlichen Perspektiven EIN Video zu machen, welches zum weiteren Dialog in der Gemeinde verteilt werden sollte. Das Bürgermeisteramt schließlich stellte dafür sein Kommunikationsteam zur Verfügung und unterstützte bei der Endversion.

Auf die Frage, ob die Dialogschule zur sozialen Transformation beitragen könnte, meinte einer von ihnen: »Ich glaube, wir sind die kleinen Lichter, die aus der Fackel hervorkommen. Wir müssen dem Ganzen diese Form des Gelingens geben, wenn es uns gelingt, mehr Prozessbegleiter zu bekommen, viel mehr Personen, mehr Leute, viel mehr kleine Lichter, die verschiedene Orte zum Leuchten bringen können. So sähe das Gelingen aus.«

Solche Erfahrungen lassen uns glauben, dass ein Kollektiv von Menschen, das es schafft, die Annahmen zu reflektieren und zu hinterfragen, mit denen wir die Welt **wahrnehmen**, deuten und formen, gleichzeitig die Macht hat, die Wirklichkeit zu verändern.

So werden wir selbst die Veränderung, die die Welt braucht.

Carolina Gianella, Psychologin und Mediatorin, ZFD-Fachkraft

Übersetzung: Evelyn Hartig, Diplom-Ingenieurin Landschaftsplanung und Journalistin

ZFD-Programmkoordinatorin

w a h r n e h m e n

INFO.BOX PROJEKT

Der **ZFD** arbeitet seit 2008 in Bolivien. Er unterstützt staatliche und zivilgesellschaftliche Akteure im bolivianischen Tiefland dabei, soziale und Umweltkonflikte im Rahmen von interkulturellen Dialogprozessen und rechtsstaatlichen Verfahren zu bearbeiten.

Im Rahmen der Dialogschule treten Vertreterinnen und Vertreter unterschiedlicher Gruppen miteinander in Dialog, bauen gegenseitige Vorurteile ab und befördern innerhalb ihrer Gruppe sowie zu den jeweils Anderen die Bereitschaft zu Dialog, gegenseitigem Verständnis und gewaltfreier Konfliktbearbeitung.



Akzeptanz

Inspektion der Grenz-
ziehung im Landkonflikt
der indigenen Chiqui-
tano-Gemeinde Santa
Rosita de las Minas
und dem Landeigentum
eines benachbarten
Viehwirtes der Gemeinde
San Ignacio.

Dialog als Lösung

»Letztendlich war das Problem unseres Konflikts, dass wir nicht an einem Tisch saßen, sondern weit voneinander entfernt waren. Ich habe aus der Entfernung Steine geworfen und der andere hat Steine auf mich geworfen. Aber als wir uns an einen Tisch gesetzt haben, da war auf einmal alles anders. Da habe ich gemerkt, dass es möglich ist, für unsere Gemeinde eine gute Zukunft zu planen. Da haben wir angefangen uns zu verändern. Auf einmal gab es mehr Akzeptanz und Absprache bei der Arbeit sowie ein Gefühl der Verbundenheit und Brüderlichkeit. Es gab Raum für Dialog und wir sind jetzt konstruktiver.«

Dialog

Edwin Arce, Landlosen-Bewegung, hat im August 2013 am Dialogprojekt zur Gemeindeordnung in San Ignacio teilgenommen.
Übersetzung: Dr. Kristina von Stosch, Wirtschaftsgeographin
ZFD-Fachkraft

INFO.BOX PROJEKT

Der **ZFD** arbeitet seit 2008 in Bolivien. Er unterstützt staatliche und zivilgesellschaftliche Akteure im bolivianischen Tiefland dabei, soziale und Umweltkonflikte im Rahmen von interkulturellen Dialogprozessen und rechtsstaatlichen Verfahren zu bearbeiten.

Zusammen mit der Partnerorganisation Fundación Tierra unterstützte der ZFD zwischen 2011 und 2013 einen Dialogprozess in der Gemeinde San Ignacio de Velasco, im Osten Boliviens. Konflikte um Land und Autonomie hatten zu extrem angespannten Beziehungen zwischen Chiquitano-Indigenen, Landlosen, Viehzüchtern und anderen Bevölkerungsgruppen geführt.





Dialog als Grundprinzip

Uns im Kreis zu versammeln, unter Beteiligung aller zu reflektieren und Entscheidungen zu finden, das ist ein Grundprinzip unseres Guaraní-Volkes. Mehr als 100 Jahre waren wir in Schuldknechtschaft gepresst, unseres Landes und unserer **Freiheit** beraubt und den Befehlen der weißen Großgrundbesitzer Boliviens ausgeliefert. Nun sind wir auf dem Weg, dass unsere Rechte als indigenes Volk anerkannt werden. Im Landkreis Huacareta beteiligen wir uns seit 2014 an der Erarbeitung eines neuen Gemeindestatuts. Wir wollen erreichen, dass darin unsere Rechte auf Selbstbestimmung und demokratische Teilhabe verankert werden. Noch gibt es unter den anderen Bevölkerungsgruppen Misstrauen und Zweifel daran. Und unter uns Guaraní gibt es Groll über die Vergangenheit. Unsere Organisation ist Teil einer Dialoginitiative, die die Erarbeitung des Gemeindestatuts mit Maßnahmen der Begegnung, des Austauschs, der Information und Reflektion über strittige Fragen begleitet. Wir sind überzeugt: Vorurteile, Misstrauen und Groll sind überwindbar, wenn sich alle zusammensetzen. Das Statut wird die Rechte unseres Volkes einschließen.

Freiheit

Germán Lopez, Guaraní, Journalist

Mitarbeiter der ZFD-Partnerorganisation Dachverband der Guaranís von Chuquisaca

Übersetzung: Elisabeth Giesel, Ethnologin, ZFD-Fachkraft

INFO.BOX PROJEKT

In 2014 wurde der Dialogprozess zum Gemeindestatut in Huacareta aufgenommen, in dessen Rahmen eine deutliche Annäherung zwischen der indigenen Gruppe der Guaranís und Kleinbauern erzielt werden konnte. Die Kleinbauern reklamierten vor allem eine aus ihrer Sicht unangemessene privilegierte Behandlung der Interessen der Guaranís. Die Guaranís wiederum beharrten auf Grund ihrer historisch bedingten Benachteiligung durch Semi-Sklaventum und Zwangsarbeit auf der einseitigen Durchsetzung ihrer Interessen. Im Zuge mehrerer Gespräche konnten diese Vorbehalte jeweils thematisiert und auf beiden Seiten eine Öffnung für den Dialog erreicht werden.

> PERU

Fragen auf dem Grund eines Stausees



Zu Besuch in der Gemeinde Pata Ansa: Das Foto ist schnell gemacht, doch sich »ein Bild von der Situation zu machen« ist viel schwieriger.

»Der Boden, auf dem wir jetzt stehen, wird eines Tages der Grund eines Stausees sein.« Diese Feststellung eines Landarbeiters der Gemeinde Pata Ansa beeindruckt mich sehr. Nach den Plänen des Energieministeriums soll hier eines Tages das Wasserkraftwerk Salcca Pucara mit einer Leistung von 130 MW entstehen. Mit der peruanischen Ombudsbehörde Defensoría del Pueblo sind wir in die Provinz Canchis in der Region Cusco gereist, um uns ein Bild von diesem sozialen Konflikt zu machen.

Schnell ist man dabei, sich auf bekannte Muster zu beziehen: Eine weitere indigene Gemeinde, die im Hochland von Cusco den Plänen von Staat und Unternehmen weichen soll. Auch ich neige dazu, die Lage entsprechend einzuordnen. Dennoch entscheide ich mich, das Muster zu hinterfragen. Und so lade ich meine Kollegen der Ombudsbehörde zur Reflektion ein.



Was wäre, wenn das Wasserkraftwerk nicht gebaut wird? Wie steht die Gemeindevertretung zu dem Projekt? Und wie wurde das Thema auf der Gemeindeversammlung besprochen?

Durch andere Dorfbewohner erfahren wir, dass die Situation komplizierter ist als zunächst angenommen. Die Mehrheit der Gemeinde hat sich darauf verständigt das Projekt zu unterstützen. Zwar muss eine große Fläche des Landes verkauft werden, doch viele sehen im Staudammprojekt eine Chance für die Zukunft. Sie argumentieren, die Gemeinde verfüge über viele zusätzliche Flächen, die weiterhin landwirtschaftlich bearbeitet werden können. Zudem seien viele Familien bereits in die nahegelegenen Städte gezogen und können das Geld aus dem Verkauf gut gebrauchen. Die Dorfmitglieder, von denen wir eingeladen wurden, stehen in Opposition zum Mehrheitsbeschluss. Im Gespräch (siehe Foto) erklärt uns ein stämmiger Mann: »Unsere Familien leben hier seit Generationen. Das Land mag karg sein, doch es ist unsere Lebensgrundlage.«

Zurück im Büro sprechen wir über den Besuch in Pata Ansa. Uns wird deutlich, wie wichtig es ist, sich vom Denken in Mustern zu lösen. Als externer Berater bin ich hier im Vorteil, denn von außen kann man unvoreingenommener beobachten. So kann ich einen **Perspektivenwechsel** anregen, um sich die gesamte Situation einmal aus einem anderen Blickwinkel anzuschauen. Es ist es auch wichtig, die verschiedenen Beteiligten anzuhören und ihre Interessen zu verstehen. Um dabei nicht einseitig zu sein, sollte im Sinne der Allparteilichkeit die gesamte Bandbreite von Akteuren einbezogen werden. Die Realität von Umwelt- und Ressourcenkonflikten ist gerade darum so komplex, weil die Interessen so unterschiedlicher Akteure wie Staat,

P e r s p e k t i v e n w e c h s e l

Unternehmen und lokale Bevölkerung, aufeinander stoßen. Dabei spielt im konkreten Fall von Salcca Pucara auch eine Rolle, wem der durch das Kraftwerk erzeugte Strom zur Verfügung gestellt wird. Die lokale Bevölkerung vermutet, dass zum Großteil die Minenwirtschaft davon profitiert.

Der Umgang mit Naturressourcen wie Land und Wasser ist zentral für die Lebensbedingungen der Menschen und letztlich geht es dabei um nicht weniger als die Frage, wie Entwicklung gestaltet werden soll und kann.

Nach einigen Wochen rückt eine neue Herausforderung in den Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit: Der Stausee des Wasserkraftwerks würde die Lage flussabwärts besorgniserregend verändern, denn eine Reduzierung der Wassermenge könnte dort die intensive Landwirtschaft gefährden. Die ersten öffentlichen Proteste fanden bereits statt. Mit dem Anliegen, den **Dialog** zwischen allen Beteiligten zu fördern, machen wir uns also erneut auf den Weg – flussabwärts.

Dialog

Gregor Maaß, Geograph, ZFD-Fachkraft

INFO.BOX PROJEKT

Der **ZFD** arbeitet seit dem Jahr 2000 in Peru. Im Kontext zunehmender gewaltsamer Auseinandersetzungen um die Nutzung natürlicher Ressourcen, insbesondere im Umfeld des Minenbergbaus, fördert er seit 2010 die gewaltfreie Bearbeitung von Umwelt- und Ressourcen- sowie daraus resultierenden sozialen Konflikten.

Dazu stärkt der ZFD unter anderem die Konfliktbearbeitungskompetenzen der Defensoría del Pueblo (Ombudsbehörde), die neben ihrem Mandat, die Umsetzung der Menschenrechte zu verifizieren, auch als Drittpartei in Konflikten über eine hohe Legitimität verfügt. Der ZFD unterstützt die Defensoría del Pueblo in den Regionen Apurímac, Cusco und Puno.

> PHILIPPINEN

Durch Dialog zum Frieden

Sorge

Abstimmung

Geschichten

Diskussion

Fragen



Wir sind in Cotabato City, gleichermaßen Heimat von Muslimen, christlichen Siedlern und Indigenen. Eine lebendige Stadt, so vielfältig wie ihre Bewohner und deren Kultur. Eine Stadt mit vielen Problemen und großem Entwicklungspotenzial, jedoch auch Heimat von Ängsten und Befürchtungen. Diese richten sich auf Fragen, was geschehen wird, wenn das in den Friedensverhandlungen zwischen der philippinischen Regierung und der Moro Islamic Liberation Front (MILF) angedachte Autonomiegebiet im Südwesten der Philippinen Wirklichkeit werden sollte.

Mehr als 40 Jahre lang hatten muslimische Gruppierungen für die vollständige Unabhängigkeit der vorwiegend von Muslimen bewohnten Region Bangsamoro gekämpft. Ziel der aktuellen Friedensbestrebungen ist nun eine Selbstverwaltung der Provinzen im Westen der Insel Mindanao sowie des Sulu-Archipels. Über das Zustandekommen und Ausmaß dieses Autonomiegebietes soll nach Billigung des Parlamentes in einer Volksabstimmung entschieden werden.

Etwa hundert Menschen haben sich in ihrer Stadtteil-Halle versammelt. Viele sind gekommen aus Sorge, manche aus Interesse oder Neugier und einige, um sich Gehör zu verschaffen in einem Prozess, bei dem die Einzelnen allzu oft nicht gehört werden. Thema der Veranstaltung ist das Bangsamoro Basic Law (BBL), das Grundgesetz, welches dem geplanten Autonomiegebiet Bangsamoro als rechtliches Fundament dienen soll.

Bedürfnisse

»Ist es wahr, dass Christen die Region verlassen müssen, wenn Bangsamoro zustande kommt?« so ein Stadtratsmitglied der Gemeinde Rosary Heights 6. »Ich höre Geschichten von unseren Nachbarn. Es gibt Nachrichten über Verbote des Kreuzes, den Verkauf von Schweinefleisch und dergleichen. Ich sage dann immer, es sind nur Gerüchte. Lasst uns abwarten, bis wir in Wahrheit wissen, was geschehen wird.« Zum ersten Mal gibt es diese Diskussionsplattform, in deren Rahmen Menschen ihre Fragen, Interessen, Ängste und **Bedürfnisse** frei äußern können. »Wir sind dankbar, dass Sie heute hier sind und unsere Fragen beantworten. Es ist wichtig für uns zu wissen, was das Bangsamoro Basic Law genau ist und was es für uns bedeutet«, so ein weiterer Teilnehmer.

Insgesamt 20 dieser Dialogforen wurden in 2014 abgehalten, vorwiegend in gemischt bewohnten Stadtteilen, aber auch in mehrheitlich christlichen, da hier die Bedenken und Vorbehalte gegenüber einem etwaigen muslimisch dominierten Bangsamoro besonders ausgeprägt sind.

Die Christen befürchten, dass sie das Land, in welches sie vor Jahrzehnten umgesiedelt worden sind, wieder verlassen müssen bzw. kein Land mehr kaufen oder veräußern dürfen. Es gibt die Sorge vor Arbeitsplatzverlust und Skepsis gegenüber einer inklusiven Beteiligung aller Bevölkerungsgruppen an gesellschaftspolitischen Entscheidungsprozessen. Besonders groß ist die Befürchtung vor fortschreitender Islamisierung und einem Zwang, sich islamischen Regeln oder sogar dem Rechtssystem der Sharia unterwerfen zu müssen.

»Wenn dieses Gesetz in Kraft tritt, werden dann alle Frauen verpflichtet sein, einer muslimischen Kleiderordnung zu folgen?«, so die Sorge einer Teilnehmerin.

Begleitet wird jedes Dialogforum von Experten. Sie dienen den Menschen als Ansprechpartner für ihre Fragen, klären über die im BBL angedachten gesetzlichen Regelungen auf und versuchen so, den Betroffenen zu ermöglichen, eine informierte Entscheidung zu treffen, wenn es darum geht, über die Entstehung Bangsamoros in einem Volksentscheid abzustimmen.

Um den Ansatz auszuweiten, wurden Sessions speziell für Frauen, für Lehrerinnen und Lehrer und Studierende durchgeführt sowie zum Abschluss in Form eines Runden Tisches mit Vertreterinnen und Vertretern aller 37 Stadtteile von Cotabato City, um die Folgen und Wirkungen des BBL für die Kommunalverwaltung zu diskutieren.



w e r t s c h ä t z e n d

Unparteiische Aufklärungsarbeit in diesem Format zum Thema BBL und den damit verbundenen Auswirkungen für die Menschen in Südwest-Mindanao ist bis dato einzigartig. Die überwältigend positive Resonanz der Teilnehmenden sowie von Offiziellen aus verschiedenen Verwaltungsebenen zeigt die hohe Relevanz und das starke Bedürfnis der Menschen für Veranstaltungen dieser Art. »Paragon of Peace« hat ein Kollege und langjähriger Beobachter des Konfliktes, Sammy Maulana, diese Arbeit **wertschätzend** genannt. Der Begriff ist vielleicht ein wenig groß, verdeutlicht aber die Anerkennung und Wirkung der »Community Dialogue Sessions« in der Gesellschaft von Cotabato City.

Raife Janke, Diplom-Juristin
ZFD-Fachkraft

INFO.BOX PROJEKT

Der **ZFD** arbeitet seit 2005 auf den Philippinen. Gemeinsam mit staatlichen und zivilgesellschaftlichen Partnern auf Mindanao unterstützt er den Friedensprozess durch die Förderung von Dialogprozessen, den Aufbau von Fähigkeiten zur gewaltfreien Konfliktbearbeitung sowie Informationsarbeit. Zusammen mit der Partnerorganisation UnYPhil-Women führt der ZFD Dialog-Veranstaltungen unter dem Titel »Community Dialogue on the Proposed Bangsamoro Basic Law« durch und entspricht damit dem Informations- und Austauschbedarf der Menschen in Cotabato City.

> LIBANON

Nach innen schauen

roter Knopf

In was für einer Welt würden wir leben, wenn Menschen, bevor sie sich in Konflikte stürzen und sich gegenseitig verbal und körperlich angreifen, einen Moment innehalten, um über ihre Gefühle und ihre Bedürfnisse zu reflektieren und eine »individuelle Konfliktanalyse« durchzuführen?

Wenn sie sich in Introspektion üben würden um herauszufinden, was es ist, was sich in ihnen regt und sie wütend und eventuell gewaltbereit macht? Wenn Menschen dazu in der Lage wären einen Perspektivenwechsel vorzunehmen, um sich in die Situation des anderen hineinzusetzen? Würden dann vielleicht weniger Konflikte gewalttätig ausgetragen werden? Könnten gewaltvolle Konflikte vielleicht gänzlich vermieden werden? Leider sind wir Menschen in der Regel ungeübt mit Introspektion, haben nie gelernt nach Gemeinsamkeiten zwischen uns und anderen zu schauen oder uns darüber bewusst zu werden, aus welchen Gründen wir wütend und gewaltbereit werden. Das wollten wir durch unsere Arbeit ändern, da wir überzeugt sind, dass der Mensch Konfliktsituationen entschärfen kann, wenn er sich bewusst ist über seine Möglichkeiten und seine Schwächen im Umgang mit anderen.

Zusammen haben wir mehr als 16 Jahre Erfahrung in der zivilen Konfliktbearbeitung aus Uganda, Ruanda und dem Libanon und haben als Friedensfachkräfte viele Methoden und Ansätze im ZFD begleitet und ausprobiert.

Dabei haben wir immer wieder feststellen können, dass es gerade auf die Auseinandersetzung mit dem eigenen Verhalten und auf das Sensibilisieren für das »Andere« ankommt. Aufmerksamkeit zu werden darauf, was Menschen dazu bewegt, ihr konflikt-herbeiführendes Verhalten zu hinterfragen und dadurch **Verhaltensänderungen** vorzunehmen. So entstand bei uns die Idee, im Rahmen des ZFD Programms im Libanon Menschen einen Raum zu geben und sie zur Introspektion einzuladen und anzuleiten. Unsere Teilnehmer sollten sich mit ihren eigenen Verhaltensweisen, ihren Werten, ihren Vorurteilen und der daraus resultierenden Perspektive auseinandersetzen, um Toleranz und Respekt dem »anderen« gegenüber zu üben.

Verhaltensänderungen

Unser Seminarkonzept hat zur Voraussetzung, eine möglichst vielfältige Teilnehmerschaft einzuladen (Palästinenser, Christen, Sunniten, Schiiten etc.), um sehr unterschiedliche Perspektiven und Werte repräsentiert zu wissen. Wir etablierten ein Ritual, das es den Teilnehmenden erlaubt, ihren Titel, ihre Position und ihre Gruppenidentität abzulegen, so dass sie sich nicht als Direktorin, Scheich, Schiit oder Angestellte begegnen, sondern als Menschen. Dann führen wir sie durch einen Prozess, in dem sie zunächst lernen, was mit dem Körper in Konfliktsituationen passiert und warum Menschen in solchen Situationen keine guten Kommunikatoren sind. Um ihr eigenes Konfliktverhalten näher kennenzulernen, geben wir den Teilnehmenden Gelegenheit, über ihr Wertesystem nachzudenken: welche Werte für sie verhandelbar sind, welche Werte sie hartnäckig aufrechterhalten würden und ob sie universelle Werte haben. In einer soziometrischen Übung bilden wir die verschiedenen Werte ab und diskutieren darüber, wie sie entstehen und warum die Bedrohung mancher Werte einer Bedrohung der Person gleich kommt. Diskussionen über den »roten Knopf« werden angeleitet: Welchen Knopf muss man bei mir drücken, damit ich explodiere? Wie verhalte ich mich dann?

Bei dieser Übung realisierten die Teilnehmenden, dass ihre »roten Knöpfe« oft in Zusammenhang mit Respekt und Identität stehen. So sagte ein Teilnehmer: »Ich erinnere mich, dass ich richtig wütend wurde, als ich merkte, wie mich ein Libanese von oben herab behandelte und mich nicht ernst nahm, als er realisierte, dass ich »nur« ein Palästinenser bin«. Teilnehmende haben auch die Möglichkeiten Ihre positiven Erfahrungen im Umgang mit Konfliktsituationen zu schildern und zu reflektieren. In einem Perspektivenwechsel-Rollenspiel haben die Teilnehmenden die Möglichkeit eine völlig andere Perspektive als ihre eigene einzunehmen und darüber zu reflektieren, ob sie die Perspektive verstehen können oder völlig ablehnen. Dies bildet den Einstieg zum Thema Toleranz. Wichtig ist uns auch, gemeinsam positive und gewaltfreie Konfliktlösungsstrategien zu sammeln und über die negative Energie in Konfliktsituationen zu reflektieren.

Schnell wurde klar, dass dieses Konzept für unsere Teilnehmenden etwas völlig Neues war. Viele kannten bereits verschiedene Methoden der Konfliktbearbeitung, aber dass die Reflektion eigener persönlicher Anteile bedeutsam sein sollte, war ihnen unbekannt. Im Prozess ließen sich die Teilnehmenden mehr und mehr darauf ein, ihre eigene **Haltung** zu analysieren und konnten den Zusammenhang zwischen ihrer Haltung und den gewalttätigen Auseinandersetzungen in ihrem Umfeld deutlicher erkennen: »Ich wusste nicht, dass ich durch mein Verhalten die

Skills & peace b
 - Communication / un
 - leadership
 - trustworthy
 - negotiation
 - internal peace
 - self confidence
 - positive attitude

H a l t u n g



Gewalt in meinem Viertel positiv beeinflussen kann. Dafür muss ich an meiner Kommunikation arbeiten und könnte so Konflikte entschärfen. Neu war für mich auch, mich in die andere Seite hineinzusetzen. Das ist natürlich erst mal echt schwierig für mich, aber vielleicht braucht man da einfach mehr Übung», reflektierte ein Teilnehmer.

So wurden wir während des Seminars mehrfach von einzelnen Teilnehmern angesprochen, die mit ihren persönlichen Problemen und Konflikten auf uns zukamen und sich ein individuelles Coaching wünschten. In der Feedback-Runde hörten wir, dass unsere Herangehensweise, das Individuum in den Mittelpunkt zu stellen, etwas sei, das es viel öfter geben sollte und es wurde empfohlen, diesen Ansatz auf Schulen und Universitäten auszuweiten. Außerdem kam es zu Aussagen wie: »Ich dachte immer, Palästinenser seien alle Terroristen. Hier habe ich zum ersten Mal die Chance gehabt, mit ihnen zu interagieren und muss feststellen, dass sie ganz ähnliche Träume und Hoffnungen haben wie ich!« oder: »Ich dachte, alle Leute aus der Dahije (Hisbollah Viertel in Beirut) seien gewaltbereit und würden nur mit Waffen rumlaufen. Es ist beeindruckend für mich zu sehen, dass unsere Brüder aus der Dahije sich genauso für Frieden einsetzen wie ich.« Während des Trainings hatten die Teilnehmer immer wieder solche Aha-Effekte und waren überrascht über die neuen Einblicke in ihre eigene Persönlichkeit und in ihre eigenen Vorurteile.

Doch wo haben junge Menschen eine Chance, ihr Verhalten zu reflektieren und sich mit sich selbst auseinanderzusetzen? Wo werden solche Räume im internationalen und nationalen Kontext etabliert? Die nicht abreißenden (weltweiten) Konflikte zeigen, dass es notwendig ist zu lernen, Gemeinsamkeiten zu erkennen, **Perspektivenwechsel** vorzunehmen, die eigenen Werte zu reflektieren, sich mit der vorherrschenden Vielfalt positiv auseinander zu setzen und sich

darüber bewusst zu werden, für was man einsteht. Deswegen wäre es zielführend, wenn es zum status quo gehören würde, dass sich jeder junge Mensch im Laufe seiner Schul- und/oder Universitätslaufbahn mit Methoden und Konzepten der zivilen Konfliktbearbeitung auseinander setzt, so dass er in der Lage ist, sein Verhalten zu analysieren und in gewaltfreie Bahnen zu lenken. Und dieses Lernen sollte nicht nur in Ländern des Südens etabliert werden, sondern genauso in Deutschland.

Wenn sich der Ansatz der Introspektion strukturell etablieren könnte, ist es vielleicht bald nicht mehr nur eine Vision, dass Menschen sich zuerst mit sich selbst und dann mit dem Anderen in konstruktiver Weise auseinandersetzen, um auf diese Weise Lösungen zu finden, die den Bedürfnissen aller entsprechen.

Stefanie Pollender, Diplom Psychologin, ZFD-Fachkraft

Stefan Friedrichsen, Sozialpädagoge / Diplom-Sozialarbeiter, ZFD-Fachkraft

INFO.BOX PROJEKT

Der **ZFD** arbeitet seit 2009 im Libanon. Gemeinsam mit lokalen Partnern und Netzwerken fördert er den interreligiösen und innergesellschaftlichen Dialog und stärkt die konstruktive und gewaltfreie Bearbeitung von Konflikten. Damit will er der gesellschaftlichen Fragmentierung entgegenwirken und Friedensakteure dabei unterstützen, zukunftsorientierte Lösungen zu erarbeiten, um aktiv eine hoffnungsvolle Zukunft zu gestalten.

Die bisherige Arbeit des ZFD zeigt, dass der Dialog mit Menschen anderer Konfessionen für viele Beteiligte die erste Erfahrung überhaupt ist, sich mit Menschen anderer Herkunft auszutauschen.







Trainings

Aikido Marathon

Im Frühjahr 2015 gab es erstmals einen Austausch von Friedensarbeitern aus den Philippinen und den besetzten palästinensischen Gebieten. Die Friedensarbeiter kamen von den *Peace Agents – Holy Land (Wukala' al-Wi'am)* und *Peace Agents – Isla Pilipinas* bzw. *Warriors for Peace – Pilipinas*. Alle Organisationen arbeiten auf Grundlage der japanischen Kampfkunst Aikido, dessen Philosophie Prinzipien der Gewaltfreiheit und Versöhnungsorientierung beinhaltet und die daher auch Friedenskunst genannt wird.

Neben intensiven mehrtägigen Workshops, dem Aikido Marathon, an dem insbesondere Jugendliche in palästinensischen Flüchtlingslagern teilnahmen, erzählten die Gäste aus dem süd-ostasiatischen Archipel eine Geschichte, die ebenso aus den besetzten palästinensischen Gebieten stammen könnte:

Einer der philippinischen Aikido-Trainer, Nisio, war einst ein Rebell auf der Insel Negros. Alles begann, als der damalige Diktator, Ferdinand Marcos, sein Militär ins Hinterland der Insel beorderte, welche dort die Familie von Nisio mißbrauchten und in der Operation Thunderbolt ganze Dorfgemeinschaften aus ihren Dörfern bombte. Viele Menschen wurden zu Flüchtlingen, die Familien verloren zudem zahlreiche Angehörige. Nisio entschied sich daher früh, seinem Vater zu folgen und Rebell zu werden.

Als einige Mitglieder der Rebellenorganisation ›New Peoples Army‹ sich entschieden, mit der Regierung in Friedensverhandlungen zu treten und sich als ›Revolutionary Proletarian Army‹ vom bewaffneten Arm der kommunistischen Partei abspalteten, war Nisio dabei. Kurze Zeit später, 2005, bot die Organisation Warriors for Peace unter Führung von Noel Fuentes Aikido-

Trainings im neuen Dorf der Geflohenen an. Nisio war dabei, auch wenn sich ihm zunächst nicht erschloss, was Aikido bedeutet. Vom Sonnenaufgang bis unter Mondlicht übte Nisio jeden Monat für ein verlängertes Wochenende mit seinen Rebellen-Kameraden und der Dorfgemeinschaft im Konfliktgebiet. Nach einem Jahr »tanzte« er bereits mit seinen Angreifern auf der Matte.

In der Zwischenzeit entschied sich Noel Fuentes, Akademie-Kurse mit Kombattanten aus Negros und Mindanao durchzuführen. Nisio bewarb sich hierfür und war erneut dabei. Der zweijährige Kurs war alles andere als einfach: täglich zwei bis drei Aikido-Trainings mit weiteren Kursen wie Mediation, politische Partizipation, Friedenspädagogik, Englisch und Computerbedienung. Zudem gestaltete sich der interkulturelle Austausch der männlichen und weiblichen Teilnehmenden mit diversen Sprachen, Religionen (Christen, Muslime und Lumad – eine Gruppe indigener Völker von der Insel Mindanao) und verschiedenen Inseln-Kulturen anfangs herausfordernd. Alle aber lernten zugleich unglaublich viel.

Der Erfolg der Akademie lässt sich vielleicht an einem Ereignis gegen Ende des Projektes messen: Als alle Teilnehmer vorbereitet waren, den 1. Dan, ihre Schwarzgurt-Prüfung, abzulegen, standen durch Sponsorenausfall nur noch wenige Geldmittel zur Verfügung. Die Prüfung kostet ungefähr zwei-drei Monatseinkommen eines einfachen Farmers. Die Teilnehmenden mussten nun unter sich entscheiden, wer die Chance erhalten sollte, als einziger den Test zu machen. Alle entschieden sich für ihren muslimischen Mitschüler, der den weitesten Heimweg hatte (Mindanao). Selbst ein Co-Instruktor von Noel, der bereits viele Jahre im Training stand, sich aber die Prüfung bisher nicht leisten konnte, gab seinem Schüler den Vorzug. Der Teilnehmer bestand seine Prüfung und alle feierten mit ihm die Lehlizenz.

Nisio sah sich noch vor eine weitere Herausforderung gestellt: seine Organisation zweifelte zunächst sehr an seiner Entscheidung, an der Akademie teilzunehmen. Er gab jedoch nicht nach. Nach seiner Akademie-Graduierung sahen seine Kameraden jedoch den Mehrwert von Nisios Ausbildung und beschäftigten ihn als Friedensarbeiter.

Als er eines Tages mit seinem Kommandeur bei einem Training im Hinterland Negros von einer anderen Rebellengruppierung entdeckt wurde, eröffneten sie direkt das Feuer. Sein Kommandeur und Freund wurde erschossen, Nisio entkam schwer verletzt. Wochenlang war er im Krankenhaus, um seinen zerschossenen Arm richten zu lassen. Dort besuchte ihn auch die lokale Presse. Sie fragten ihn, was mit Revanche sei. Er entgegnete jedoch, dass nun mit legalen Mitteln, über die Kommission für Menschenrechte gegen die Attentäter vorgegangen werden müsse. Der Zirkel der Gewalt wurde so durchbrochen.



Wertschätzung

Seit 2013 trainiert Nisio regelmäßig Jugendliche in Aikido. Zudem arbeitet er als Farmer im organischen Landbau. Sein neues Aufgabengebiet umfasst gesunde Ernährung und Naturschutz – auch für ehemalige Kämpfer als Chance der gesellschaftlichen Re-Integration.

Die Jugendlichen in den palästinensischen Flüchtlingslagern verstanden Nisios Geschichte unmittelbar als Alternative zur Gewaltanwendung. Sie selber haben oft traumatische Erlebnisse und wenig Lebensperspektive, welche einige dazu bewegt, z. B. mit Steinen gegen Militär oder Siedler zu kämpfen – ein Wurf, der schnell zu empfindlichen Gefängnisstrafen selbst in jungem Alter oder gar zum Tod führen kann. Was die Jugendlichen von Nisio mitgenommen haben, wird sich in Zukunft zeigen. Dass sie ihn und seinen Lehrer im Aikido Marathon belagerten und so ihre **Wertschätzung** deutlich machten, macht Hoffnung.

Dr. Patrick Koop, Diplom-Theologe und Arzt
ZFD-Programmkordinator

INFO.BOX PROJEKT

Der ZFD arbeitet seit 2003 in den Palästinensischen Gebieten, wo die Auswirkungen der israelischen Besatzung die Grundursache vieler psychosozialer Probleme sind. Arbeits- und Perspektivlosigkeit, Frustration, Ohnmachts- und Gewalterfahrung machen insbesondere Kinder und Jugendliche anfällig für Radikalisierung.

Der ZFD stärkt zivilgesellschaftliche Akteure, die psychosoziale Beratung, Unterstützung und Traumatherapien anbieten und sichere Räume schaffen, um die Resilienz und Selbstbestimmung insbesondere von Kindern und Jugendlichen fördern. So soll unter anderem das Erlernen der Kampf- und Friedenskunst Aikido Jugendliche unterstützen, den Gewaltkreislauf zu durchbrechen und neue Perspektiven zu entwickeln. Der Aikido Marathon wurde erstmals 2015 in Flüchtlingslagern im Westjordanland und in Ramallah für Aikido-Trainer durchgeführt. Die Aikido-Instruktoren kamen aus den Philippinen und haben mehr als 10 Jahre Erfahrung im Umgang mit Kombattanten. Neben einem zweitägigen intensiven Aikido-Lehrgang spielte der Erfahrungsaustausch aus den beiden Konfliktländern eine zentrale Rolle.

> PALÄSTINA

Aikido: Ein Kampf für Harmonie und Gleichgewicht



Wie man ausgerechnet mit einer Kampfkunst für den Frieden arbeitet, erzählt Simon Minassian aus eigener Erfahrung:

Zu Beginn dachte ich, Aikido sei wie andere Kampfkünste, die ich zuvor gelernt hatte und welche die Kräftigung des eigenen Körpers als Waffe verstanden, um sich gegen Angriffe und Angreifer zur Wehr zu setzen. Als ich zum ersten Mal im Dojo (»Ort des Weges«) übte, erfreute ich mich an der Ruhe und Meditation. Es gab keine Kampfschreie der Schüler. Die Einrichtung des Dojo war nicht bedrohlich. Ich musste mich nicht beweisen, es gab auch keinen Wettkampf und ich fühlte mich sehr willkommen. Dennoch waren die ersten Wochen des Aikido-Trainings oft sehr frustrierend, da ich eher meine eigene Körperkraft nutzte als die Energie des Trainingspartners. Langsam, auch durch das Studium, begann ich das Konzept „aiki“ – das Nutzen der Energien des Gegenüber – zu verstehen. Während meines Übens begann ich mich auf darauf zu fokussieren, Techniken in Alltagssituationen anzuwenden.

Was mir allerdings erst nach Jahren des Trainings auffiel: Etwas änderte sich tief in mir. Mein Charakter veränderte sich. Ich wurde eine ruhigere Person. Ich wurde jemand, der sich nicht mehr durch das Leben bedroht fühlte, sondern jemand, der Wege finden konnte, Hindernisse zu bewältigen ohne zu verletzen oder zu zerstören. Aikido gab mir Selbstsicherheit. Es war nicht länger eine Kampfkunst, es wurde zu einem Lebensweg. Es half mir den Wert des Lebens



Verantwortung

und den der Mitmenschen zu verstehen, sogar den des Feindes, der mich angreift. Hier lag der wesentliche Unterschied, den ich am Aikido lieben gelernt habe: **Verantwortung** zu tragen, nicht nur für das eigene Leben, sondern auch für das deines Gegners.

Aikido, die Friedenskunst, brauchen wir in unserer Situation im Heiligen Land; einem Ort, der immens wichtig ist für Menschen auf der ganzen Welt und insbesondere für jene, die hier leben. Unser Land hat viel Blutvergießen in seiner langen Geschichte gesehen und vielleicht ist es nun an der Zeit, Verantwortung zu übernehmen, um dieses zu beenden. Das ist wichtig für alle, die litten und weiterhin leiden unter der vielfältigen Gewalt. Zudem kann Aikido helfen, die Mentalität jener zu verändern, die Leid verursachen und Gewalt als eine Form des Schutzes oder der Gegenwehr verstehen. Vielleicht scheint es im Moment noch unrealistisch – doch, wenn die rechte Zeit gekommen ist, wird Gewaltfreiheit möglich sein.

Ich habe mich entschieden, die Organisation Wukala' al-Wi'am (Peace Agents) zu gründen, auch wenn es nicht einfach war. Es gibt bereits eine Menge Friedensorganisationen hier und viele leisten großartige Arbeit. Dennoch gab es bisher keine Organisation, welche die Prinzipien des Aikido als Auftrag versteht. Als jemand, der in diesem Land aufgewachsen ist und mit meinem Bildungshintergrund fühle ich mich verantwortlich, etwas für die jüngeren Generationen zu tun. Als »Big Brother« möchte ich Jugendliche begleiten und ihnen helfen, einen eigenen Weg durch die Hindernisse des hiesigen Lebens zu einer besseren Zukunft zu finden. Ich kann mich glücklich schätzen, Kollegen an meiner Seite zu haben, die wie ich an Aikido glauben. Wukala' al-Wi'am bearbeitet Gewalt mit friedlichen Mitteln und wird so zur Hoffnung für die Jugend.

Das Interview mit Simon Minassian wurde geführt und übersetzt von Dr. Patrick Koop, Diplom-Theologe und Arzt ZFD-Programmkordinator



PHILIPPINEN

Die Menschen, die uns getötet haben, waren wir selber

Mindanao bedeutet »Land der Verheißung« und ist die südlichste Insel der Philippinen. Sie verfügt über große Obst- und Blumenplantagen, unberührte Berg- und Küstenlandschaften, zahlreiche Bodenschätze und fruchtbares Land. Aufgrund seiner langen Geschichte an religiös und politisch motivierter Gewalt sowie kriegsrassen Auseinandersetzungen fehlt es in vielen ländlichen Regionen an ausreichender sozialer und technischer Infrastruktur. Der größte Teil

der Bevölkerung lebt unterhalb der Armutsgrenze.

Im Norden der Insel Mindanao, in Iligan City, arbeitet die Nichtregierungsorganisation Pailig Development Foundation Inc., die sich seit Jahrzehnten in der Friedensförderung und im Bereich ländliche Entwicklung engagiert. Die Bevölkerung im Hinterland von Iligan City setzt sich zusammen aus christlichen Siedlern, Maranao (einer muslimischen Volksgruppe) sowie der indigenen Ethnie der Higaon-on, die einer Naturreligion angehören. Sowohl bei den Higaon-on als auch den Maranao ist Blutrache (*Rido*) ein fester Bestandteil ihres Rechtsverständnisses, dessen Befriedung nach festen Regeln und **Ritualen** verläuft. Der schnellste und nachhaltigste Weg die Beilegung eines Konfliktes herzustellen, ist der Nachweis von familiären Verbindungen. Selbst die Feststellung entfernter Verwandtschaftsbeziehungen vereinfacht und beschleunigt die Schlichtung eines *Ridos*. Daher der Satz eines traditionellen Oberhauptes bei einem Abschlussritual: »Die Menschen, die uns getötet haben, waren wir selber.« Ein wirklich umfassendes Wissen um die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen einzelnen Familien und Klans besitzen allerdings nur einige wenige, die diese Position zuweilen ausnutzen.

Rituale

Die Auslöser für Blutfehden sind sehr unterschiedlich und können sein: subjektiv empfundene Ehrverletzungen, Diebstahl, Klatsch und Tratsch, einfache Meinungsverschiedenheiten, politische Rivalität, Land- und Grenzverletzungen, Alkohol- und Drogenmissbrauch, Streit über eine Aussteuer und Delikte wie sexuelle Belästigung, vorehelicher Geschlechtsverkehr, Mord und Totschlag.

Die Auswirkungen dieser oft Jahrzehnte andauernden Fehden sind verheerend: Ermordung und Verwundung von Familienmitgliedern, Traumatisierung von Frauen und Kindern, Zerstörung von Häusern aufgrund von Brandstiftung, Verarmung: Dörfer und Felder werden über Jahre verlassen und Schulen bleiben geschlossen. Ganze Landstriche werden von staatlichen Entwicklungsmaßnahmen ausgeschlossen, da eine Arbeit dort zu gefährlich wäre.

In einem gemeinsamen Projekt zur Stärkung traditioneller Schlichtungsverfahren wurden im schwer zugänglichen Hinterland von Iligan City zunächst mit den traditionellen Oberhäuptern die überlieferten Rituale diskutiert und dokumentiert, um eine gemeinsame Basis zu schaffen für die weitere Bearbeitung der zu diesem Zeitpunkt schwelenden 26 Fehden. Übereinstimmend konnte festgehalten werden, dass die in ihren Gebieten durchgeführte traditionale **Schlichtung** aus den nachfolgenden Schritten bestehen kann. Dabei können einzelne Schritte übersprungen werden und insbesondere das Abschlussritual weniger aufwendig gestaltet werden, da die meisten Familien nicht über das notwendige Geld verfügen:



Schlichtung

- **Lugbak:** Eingeständnis der Schuld. Ein Geldbetrag wird mit rotem (Aggressionen), weißem (Wunsch nach guter Beziehung) und schwarzem (steht für böse Geister) Stoff sowie etwas Ingwer (soll böse Geister und schlechte Gedanken vertreiben) überreicht.
- **Agaw Ho Balaw** bedeutet, den Zorn oder die Wut der angegriffenen Familie zu besänftigen. Es erfolgt eine kleinere Geldzahlung.
- **Bakos Ho Balukan** heißt, der gegnerischen Familie »die Hände zu binden«, damit sie keine Racheakte durchführen kann. Etwas Geld wird übergeben.
- **Pangangawid** meint, »den Geist des Opfers beschwichtigen«. Es erfolgte früher die Übergabe eines Wasserbüffels an die Familie des Opfers. Die Angehörigen sollten den Wasserbüffel gemeinsam erstechen, um ihren Gefühlen von Zorn und Trauer Ausdruck zu verleihen. Anschließend sollte das Fleisch gemeinsam zubereitet und verspeist werden. Da Wasserbüffel viel zu wertvoll sind, wird dieses Ritual heute oft durch kleinere Bargeldzahlungen ersetzt.
- **Bangon** ist der wichtigste und auch schwierigste Part des Schlichtungsverfahrens. Er bezeichnet das Aushandeln und die Zahlung des sogenannten Blutgeldes.
- Das traditionelle Friedensritual **Arubang/Tampuda**, was in etwa bedeutet, sich wieder von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen, beschließt den langen Schlichtungsprozess. Auf dem Fest wird der Wille zu einem friedlichen Miteinander von jeder Seite bekräftigt: »Unsere Liebe ist stärker als unser Hass«, »Konflikte sollten durch Diskussionen gelöst werden und nicht durch Morde« oder »Der Schmerz in unserem Inneren wird weggeweht werden durch eine kühle Brise vom Meer« und »Möge unsere Freundschaft auch dann noch bestehen, wenn unser Haar weiß ist wie Bugang (Pampas) Gras«.
- Es werden dann von einem allgemein geachteten traditionellen Oberhaupt die Genealogien der beteiligten Familien vorgetragen. Anschließend erfolgt das gemeinsame Festessen, Wasserbüffel mit Reis: Kandori, es soll die Herzen reinigen, so dass die Seelen der Opfer zum Himmel auffahren können.

- Was folgt, ist das eigentliche Ritual bei dem eine **Ganta**, ein hölzerner Messbehälter, präsentiert wird. Die **Ganta** ist ein Symbol für Gerechtigkeit und wird bewacht durch den Geist **Ananaplid**, eine Art Schutzengel. In dem Messbecher befinden sich Hühnereier, die für die Köpfe der schuldigen Familie stehen. Sollten sie die Vereinbarung brechen, so werden ihre Köpfe zerbrechen wie Eier. Daneben steht eine kleine Kerosin Lampe, welche die Augen symbolisiert und bedeutet, dass diejenigen, die den Vertrag brechen, erblinden werden.

Im Anschluss wird der Friedensvertrag verlesen und folgendes Friedensritual durchgeführt: Zwei Repräsentanten der rivalisierenden Familien stehen sich gegenüber und spannen ein Rattan Band, das eine Schlange/Kobra symbolisieren soll, die zum Leben erwacht, falls der Friedensvertrag gebrochen werden sollte. Das Rattanseil wird dann auf einem Stück Holz, das auf der Ganta platziert ist, zerschnitten und die jeweiligen Enden zwischen den Beteiligten ausgetauscht. Der Friedensschluss wird anschließend besiegelt durch Umarmungen und Händeschütteln. Bei muslimischen Familien erfolgt zusätzlich der Schwur auf den Koran. Für jeden, dessen Hand den Koran bei dem Gelöbnis berührt hat, ist dies ein heiliger Eid, den keiner zu brechen wagen würde. Die gesamte Zeremonie endet mit einem gemeinsamen Gebet. Es wird als schlechtes Omen angesehen, wenn während des Friedensrituals ein Gewitter aufzieht.

Da der schnellste und nachhaltigste Weg der Beendigung eines Rido der Nachweis von familiären Verbindungen ist, haben wir anschließend – und dies war der umfassendste Schritt – in zahllosen Versammlungen im Hinterland von den 50 größten Familien Genealogien erstellt. Diese haben wir den Familien anschließend feierlich übergeben und sie sind seither nicht mehr abhängig vom Wissen um Familienverflechtungen ihrer Oberhäupter, die bei der Bearbeitung von Rido so wichtig sind. Das Wissen ist nun allen zugänglich und kann genutzt werden, um aufkeimende Konflikte frühzeitig zu beenden.

Zum Abschluss wurde bei einem Training für traditionelle Oberhäupter gemeinsam vereinbart, welche Schritte eingeleitet werden sollten, um in ihren Barangays (kleinste Verwaltungseinheit) die aktuellen Blutfehden zu einem friedlichen Abschluss zu bringen. Auch eine Fehde aus den 70er Jahren wurde beigelegt, über die seither nicht mehr gesprochen wurde, weil dabei auch Kinder ums Leben gekommen waren. Ein Sultan brachte zum Ausdruck, was viele bei diesem Treffen dachten: »Ich habe meine drei Söhne verloren, viel Geld und Land – ich bin müde von diesen Rido.«

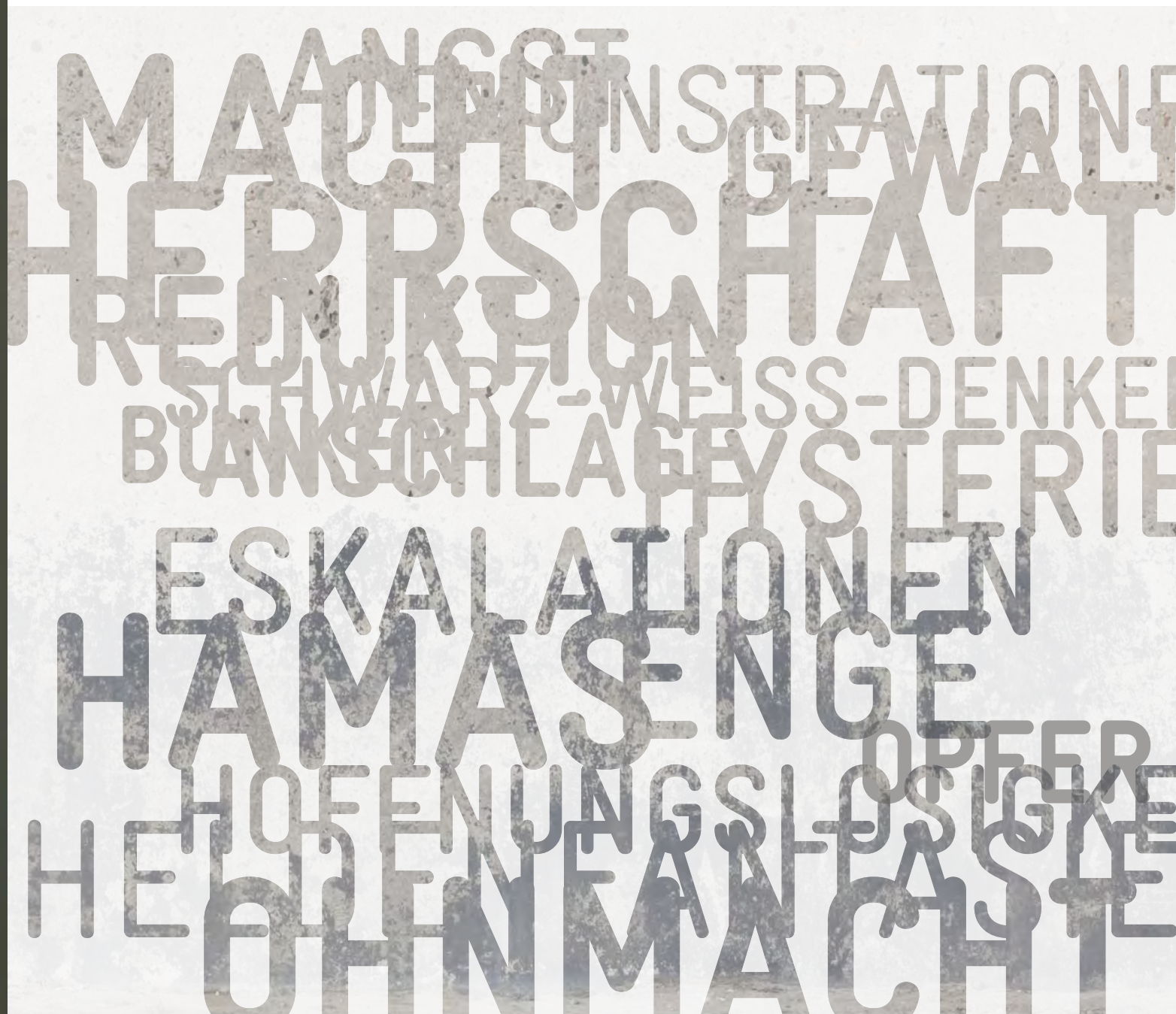
Susanne Fischeder, Politologin und Mediatorin, ZFD-Fachkraft

Schritte



INFO.BOX PROJEKT

Der ZFD arbeitet seit 2005 auf den Philippinen. Gemeinsam mit staatlichen und zivilgesellschaftlichen Partnern auf Mindanao unterstützt er den Friedensprozess durch die Förderung von Dialogprozessen, den Aufbau von Fähigkeiten zur gewaltfreien Konfliktbearbeitung sowie Informationsarbeit. Bis 2008 unterstützte der ZFD die Methodenvermittlung für Schlichtungskomitees von Clan- und Familienkonflikten, wodurch traditionelle Schlichtungsverfahren gestärkt und so die Zahl der schwelenden Fälle von Blutrache verringert werden sollten. Das phantastische Projektteam bestand aus dem Vorstand von Pailig, Herrn Roberto M. Quijano sowie Nancy Karen S. Rojas, Susan B. Lubguban, Gimaidee Ann L. Cadotdot, Ralyn Manuel, Greg T. Tacbas und wurde unterstützt durch das ehemalige Vorstandsmitglied Antonio M. Liao.



> PALÄSTINA

Raum in Zeiten der Eskalation

Betritt man das palästinensische Flüchtlingslager Shuafat in Ost-Jerusalem, wird einem eine besondere Dimension von langandauernden Flüchtlingssituationen schnell bewusst: Die Menschen leben auf engstem **Raum**. Im Laufe von 55 Jahren wurde jede noch so kleine Fläche genutzt, um Platz zu schaffen für die nachkommenden Generationen. Zuerst wurde in die Breite und dann in die Höhe gebaut, bis zur Einsturzgefahr. Bedrückend wirken die Häuserreihen und Apartmentkomplexe. Wand an Wand, so durchlässig, dass man den Nachbarn unter der Dusche hört. Platz wurde so geschaffen für rund 22.000 Menschen im Lager und weiteren 50.000 rund herum, aber auf Kosten von öffentlichen Räumen, in denen sozialer Austausch stattfinden könnte. Gesellschaftliches Leben, wie Geburtstags-, Hochzeits- oder Trauerfeiern finden in der Straße und in lokalen Organisationen statt.

Bedrückend ist auch der Müll in den Straßen, der sich in kleinen und großen Haufen überall im Lager anhäuft. Bedrückend ist auch die »Mauer«, der israelische Absperrzaun. Eine Betonmauer von gut vier Metern Höhe umgrenzt das Lager von drei Seiten, und trägt zum allgemeinen Gefühl der Enge bei, zum Eindruck einer Inhaftierung. Raus und rein kommt man durch einen Checkpoint. Oder über einen Umweg durch das Westjordanland. In Zeiten der Konflikteskalation kommt es auch vor, dass die Zu- und Ausgänge verschlossen werden. Wie zum Beispiel im Sommer 2014, als der dritte Gazakrieg tobte und das Lager von den israelischen Sicherheitskräften als Hochburg der Terroristen bezeichnet wurde.

»Konflikte«, schreibt Peter Coleman, der intensiv zu den sogenannten »Langzeitkonflikten« geforscht und geschrieben hat, »sind einfach zu erkennen, aber schwierig zu verstehen.« Um zu verstehen, wurden unterschiedliche Zugänge aus unterschiedlichen Disziplinen entworfen. Konflikt als Macht und Herrschaft, als gestörte Beziehungen, gefangen in destruktiver Auseinandersetzung, als gestörtes System, das eine exakte Diagnose und Therapie der betroffenen Teile braucht oder als aufeinanderprallende Sinnsysteme, die den eigenen Handlungen Sinn geben und die eigene Position für alle als rechtens verstehbar machen.

All diese Ebenen konnte man in der Eskalation im Sommer 2014 gut erkennen. Zwischen Israel und Hamas herrschte auf engem Raum ein grausames Spiel über Macht und Herrschaft, wobei Hamas als Macht bejubelt wurde, die der militärischen Vorherrschaft Israels entgegen treten könnte. Nach zwei Monaten wurde ein Sieg über die israelische Besatzungsmacht bejubelt, trotz der massiven menschlichen Verlusten von ungefähr 2 200 Toten allein auf Seiten der Palästinenser.

Die zwischengesellschaftlichen Spannungen explodierten in einem Kreislauf diffuser Gewaltakte zwischen Palästinensern und Israelis, in denen ein Kind bei lebendigem Leibe verbrannt, Jugendliche entführt und misshandelt, sowie wahllos Anschläge auf Israelis verübt wurden, die wiederum von der israelischen Armee mit verschärften Besatzungsregelungen beantwortet wurden.

Handeln und Denken wurde auf die Extreme reduziert und Reflexion über die eigene Strategie dem schnellen Reagieren untergeordnet, das auf der Annahme der Rechtmäßigkeit der eigenen Position beruhte. Heulten in Jerusalem die Sirenen um vor heranfliegenden Raketen zu warnen, sah man Israelis zu den Bunkern hetzen, während Menschen in den arabischen Vierteln auf die Dächer eilten, um die herannahende Rakete zu bejubeln. Der Hamas flogen die Sympathien zu und jedes zugefügte Leid war gerechtfertigt vor der langen Geschichte des eigenen Leidens. Die Akzeptanz von Gewalt stieg immer weiter und die nächtlichen Auseinandersetzungen mit den israelischen Sicherheitskräften rund um den Shuafat Checkpoint wurden bisweilen zu einem Raum der Langeweile zu entfliehen – weil das Lager abends keine Unterhaltung bietet.

Auf persönlicher Ebene erodierte die Sinnhaftigkeit und Lösbarkeit des Konflikts. Ohne eine Vision und einen Weg etwas an der Lage ändern zu können, zogen sich die Leute zurück. Ideologie und Fanatismus waren Wege, aus der Ohnmacht, Hilflosigkeit und der Angst, Opfer zu werden, zu entfliehen und Sinn und Handlungsanleitungen zu generieren. Aus der Angst heraus Opfer von Gewalt zu werden, verließ nachts niemand das Haus oder das Lager. Väter und Mütter ließen ihre Kinder nicht mehr außer Haus, selbst Erwachsene mieden Jerusalem. Tagtäglich wurden Kinder und Jugendliche von der Polizei verhaftet und verhört.

Für mich als Friedensfachkraft des ZFD stellte sich schnell die Frage, wie ich diesen Konflikt sehen und darin aktiv werden kann. Wir alle tragen in Konflikte unsere eigenen Vorstellungen, Vorzüge, Einstellungen und Erwartungen hinein – und beeinflussen auch damit den »Raum« Friedensarbeit in diesen Zeiten der akuten Eskalation erschien mir unmöglich. Konflikttransformation und Friedensentwicklung wird meist erst in sogenannten »Postkonfliktsituationen« angedacht und implementiert oder dann, wenn der Konflikt »reif« ist für eine Intervention. Hier verstand ich den Konflikt jedoch vielmehr als eine komplexe Dynamik von wiederkehrenden, destruktiven Mustern und Prozessen, die regelmäßig eskalieren, abebben, sich gegenseitig verstärken und unterdrücken, aber niemals zur Gänze gelöst werden können.

Nimmt man alle oben genannten Interpretationsansätze zusammen und versucht man den Konflikt als komplexes System zu verstehen, lassen sich neue Erkenntnisse zur Bearbeitung gewinnen. Nach Coleman sind Konflikte »Systeme nicht-linearer rekursiver Prozesse mit diversen Feedbackschleifen, wo Änderungen in einem Teil nicht unbedingt Änderungen in anderen Teilen herbeiführen müssen«. In diesem dynamischen Umfeld sind konkrete Interventionen möglich, die Katalysatoren für Be- und Erarbeitung wirksamer, konstruktiver Deeskalation unterstützen.

Die Erfahrung letzten Sommer zeigte mir, wie wichtig es ist, gerade in Zeiten der Konflikteskalation sichere Räume für Austausch und **Reflexion** zu schaffen und zur Verfügung zu stellen. Als Individuum ist es schwer, sich vom kollektiven Feindbild und vom reinen Schwarz-Weiß-Denken zu distanzieren. Jeden Tag kamen mehr und mehr Jugendliche in das Palestinian Child Center, in dem ich als zivile Friedensfachkraft arbeite. Die Jugendlichen suchten nach einem Raum, an dem sie nicht an der Hysterie, den Demonstrationen, Eskalationen, hochschnellenden Hamas Sympathien und Heldenfantasien teilnehmen mussten. Sie fanden dort Gleichgesinnte, mit denen sie differenzierter und auch selbstkritisch die Ereignisse besprechen konnten, ihre Gefühle der Angst und Hoffnungslosigkeit ausdrücken und sich gegenseitig Mut zusprechen konnten. Viele erzählten mir, dass sie sich hier wohl fühlen könnten, dass sie hier sie selbst sein könnten. Sie fanden Zuflucht und psychosoziale Unterstützung durch Menschen und Aktivitäten, die ihre Denkweise nicht als »verräterisch« verurteilten.

»Hier kann ich Ich sein«, sagt H., ein Jugendlicher, Rapper und Dauergast im Zentrum. »Es wurde nur kommandiert und angewiesen«, erzählt er über andere Zentren, »wie beim Militär! Ich schlug dem Verantwortlichen vor, andere Lieder, Rhythmen und Methoden zu verwenden, die den Kindern Spaß machen.« Nach diesem Vorschlag, der mit einem Rauswurf quittiert wurde, kam er zu uns ins Palestinian Child Center und fand gemeinsames Reflektieren und kreativen Raum, um

Reflexion



sich zu entfalten und abseits der Polarisationen und Ideologien zu denken und zu handeln. Über Rap und Hip-Hop fand er seinen eigenen Weg, sich mit dem, was da ist: gut und böse, schön und hässlich, recht und unrecht, auseinanderzusetzen.

Auch die Mitarbeiter des Zentrums kamen, um Raum zur Bewältigung der Situation zu finden, waren sie ja wie die Zielgruppe von der Lage betroffen und auch aus dem Lager. M.

verbrachte beinahe jede Minute des Tages im Zentrum, schlief hier und wusste mit all dem, was im Lager und rundherum passierte, nicht recht umzugehen. »Ich weiß nicht, was ich machen kann, wo ich hingehen kann. Hamas? Steine werfen?« bemerkte er mit einem Achselzucken und ließ verstehen, dass er von all dem nichts hielt. »Diese Eskalation zerstört meine Zukunft und die der nächsten Generationen!« Wie diese quälende Hilflosigkeit, die Unmöglichkeit zu handeln, »richtig« zu handeln, überwinden? Wie konstruktiv und aktiv gegen den Verlust seiner Zukunftsperspektive und für die eigene Vision eintreten? In vielen, langen Gesprächen konnte er sehen, dass er genau hier, wo er jeden Tag verbrachte, die größte

Wirkung hat, er bereits aktiv war und vielen anderen hier einen Raum gab, um mit den Geschehnissen rundherum umgehen zu können.

Mehr als jeder andere steht der Direktor des Zentrums für diesen sicheren Raum. Er, der während der beiden Intifadas im Gefängnis saß. Als Jugendlicher warf er Steine. Wurde festgenommen und eingesperrt, aus Sicherheitsgründen dann auch während der Zweiten Intifada. Die Zeit im Gefängnis nutzte er für das Studium und zur strategischen Reflexion. Danach stellte er



Wandel

bei sich zu Hause ein Zimmer als Treffpunkt für Kinder zur Verfügung. Er schuf einen Raum zu ihrer kreativen Entfaltung und Unterhaltung. Etwas später übernahm er das Palestinian Child Center, wo er durch sein Handeln, in täglichen Gesprächen mit den Kindern und Jugendlichen und durch seine konzeptionelle Arbeit aus dem Zentrum einen sicheren Raum zum Testen kreativer Ideen und Handlungsansätze machte. Auch der Hausmeister ist daran beteiligt. Mit wenig Mitteln, aber mit viel Einsatz verschönert er täglich das Zentrum, gestaltet den Raum, macht ihn sicherer oder schöner.



Von all diesen Menschen wird der Raum für Friedensarbeit geschaffen – und auch gebraucht. Sie wirken als Stabilisatoren und als Katalysatoren positiven **Wandels**, setzen dort an, wo sie wirksam sein können und auch täglich sind, schaffen Netzwerke effektiven Handelns und verwenden konstruktiv-kreative Ansätze, um Handlungsoptionen und komplexe Denkweisen, wenn das Rundherum in destruktiven Eskalationsspiralen oder Dynamiken gefangen ist, offen zu halten.

Die schiere Existenz eines Raumes kann so enorm positiv auf die Umgebung einwirken. Wird er mit Menschen und Angeboten gefüllt, ist er eine Basis für die nachhaltige Entwicklung proaktiver Vorstellungen und deren Wachstum, die auch in Krisenzeiten fortbestehen können. Mit diesen Angeboten und Aktivitäten werden diese Räume unerlässlich, um für die unterschiedlichen Bedürfnisse sorgen zu können, die in Eskalationen einen positiven und proaktiven Umgang mit den anhaltend traumatisierenden und überfordernden Kontexten ermöglichen: wie zum Beispiel Zuflucht finden, Gleichgesinnte treffen, die Sinnlosigkeit von Gewaltstrategien diskutieren, Hilflosigkeit überwinden und psychosoziale Unterstützung erfahren.

Thomas Ernstbrunner, Friedens- und Konfliktforscher, ZFD-Fachkraft



INFO.BOX PROJEKT

Der **ZFD** arbeitet seit 2003 in den Palästinensischen Gebieten, wo die Auswirkungen der israelischen Besatzung die Grundursache vieler psychosozialer Probleme sind. Er stärkt zivilgesellschaftliche Akteure, die psychosoziale Beratung, Unterstützung und Traumatherapien anbieten und sichere Räume schaffen, um die Resilienz und Selbstbestimmung insbesondere von Kindern und Jugendlichen fördern.

Palestinian Child Center Shuafat Refugee Camp (PCC) ist eine lokale Organisation im einzigen Flüchtlingslager in Jerusalem. Vor dem Hintergrund fehlender Räume und Orte für Kinder im extrem herausfordernden Kontext des überbevölkerten, sicherheitsfreien und von Marginalisierung geprägten Kontext des Lagers wurde das Zentrum im Jahr 2000 von einer Gruppe sozial-engagierter Personen und Akademiker gegründet, um dem Bedürfnis nach institutionellem Raum für Kinder mit kindergerechten Aktivitäten auszufüllen. Es ist offen für und arbeitet mit Kindern bis 18 Jahren. Die Vision des Zentrums ist eine Generation von Kindern zu befördern, die ihre Rechte, Pflichten und Bedürfnisse kennt, um so einen Weg in eine bessere Zukunft zu initiieren. Zu diesem Zweck unterstützt das Zentrum die gesunde Entwicklung der Kinder durch sportliche Aktivitäten, Unterhaltung und Spaß, kulturellem Empowerment und stärkt deren soziale Beziehungen untereinander sowie ihre soziale Teilnahme im Allgemeinen.

> PALÄSTINA

180 Fahnen für Palästina

Jeden Sommer findet im Kulturzentrum Ghirass in Bethlehem ein dreiwöchiges Sommercamp für Kinder aus der Stadt, den umliegenden Dörfern und Flüchtlingscamps statt. Hier haben sie die Möglichkeit, Ausflüge zu unternehmen, schwimmen zu gehen, zu singen, zu tanzen und gemeinsam zu spielen. Ghirass ist für viele Familien eine schützende und stärkende Oase inmitten des wirtschaftlichen und psychischen Druckes unter israelischer Okkupation.

Im letzten Jahr arbeitete ich mit meiner Kollegin Samar in der Sektion »Spiele«. Ziel war besonders jüngere Kinder in der spielerischen Entwicklung ihrer Wahrnehmung zu unterstützen und damit ihr **Selbstvertrauen** und ihre Selbstwirksamkeitskräfte zu stärken. Das individuelle Bewusstsein über die Möglichkeit, Wirklichkeit aktiv gestalten zu können, kreativ Probleme zu lösen sowie Visionen und neue Muster zu entwickeln, ist aus meiner Sicht eine Basis für gewaltfreien Umgang mit Konflikten. Im Rahmen unserer Arbeit in Schulen und Kindergärten und auch im Zentrum selber erlebe ich dagegen tendenziell pädagogische Paradigmen, die ein Kind dazu anhalten, Vorgegebenes zu kopieren und Muster zu wiederholen. Ergebnisse werden als falsch oder richtig bewertet. Ich erlebe nicht selten, dass Kinder den Kopf einziehen aus Angst vor Schlägen oder erst gar nicht wagen, tätig zu werden.

Auch deshalb habe ich seit mehr als einem Jahr freies Zeichnen eingeführt. Zudem Workshops für Lehrerinnen über kindliche Entwicklung und den entsprechenden Ausdruck in



Selbstvertrauen

Zeichnungen. Mein Ziel ist es, Bewusstsein und Respekt für den individuellen Ausdruck und den Entwicklungsstand eines Kindes zu fördern. Dabei geht es mir weniger um schöne Resultate als um Gestaltungsfreude und Ausdruckskraft.

Es erfüllt mich mit Freude, wenn ich sehe, dass inzwischen in vielen Einrichtungen Kinderzeichnungen hängen anstelle von Comicfiguren oder martialischen Postern. Wenn ich morgens das Zentrum betrete, kommen mir Kinder entgegen und rufen »Ich will zeichnen!« und entwickeln dabei eigene Ideen.

Im Frühling 2014 unternahm ich eine Reise nach Nepal. Als Souvenir für meine Freunde brachte ich bunte tibetische Gebetsfahnen mit. Der Anblick tibetischer Klöster und Wohnhäuser, geschmückt mit diesen mit Zeichnungen und Schrift versehenen Wimpeln, die im Wind flattern, hatte für mich etwas wunderbar Heiteres und Leichtes und erschien mir als ein schöner Ausdruck, Wünschen und Hoffnungen Ausdruck zu verleihen. Zudem beschäftigte mich das Schicksal der Tibeter, die mit der Okkupation durch die Chinesen 1959 ähnliche Gewalt wie die Palästinenser erfahren.

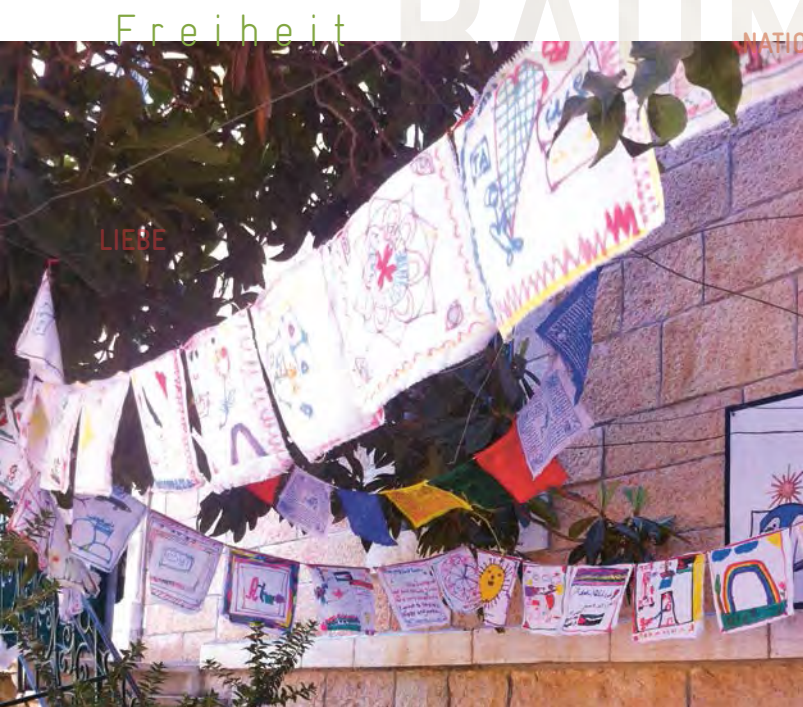
Das Leben der Flüchtlinge in Nepal ist hart und dennoch scheinen die Schönheit und Würde dieser Kultur davon wenig beeinflusst.

Nach meiner Rückkehr begleitete mich das Bild der Fähnchen. Fahnen sind im Kontext des palästinensisch-israelischen Konflikts ein bedeutender Ausdruck nationaler Identität. Auf beiden



BLUMEN SELBSTBESTIMMUNG

Seiten prägen sie maßgeblich das Erscheinungsbild öffentlicher und auch privater Plätze mit. Die palästinensische Flagge war, als ich meine Tätigkeit in Ghirass antrat, oft das einzige Motiv, das Kinder zu zeichnen imstande waren.



Die Fahne als Träger eines kollektiven Bewusstseins und Zeichen des Widerstands gegen die Besatzung spielt eine wichtige Rolle. Damit einher geht jedoch eine Tendenz, die eigene Identität ausschließlich auf nationale Zugehörigkeit in Abgrenzung zum »Feind« zu beschränken. Kinder und Erwachsene verbinden die Fahne oft mit dem Abstraktum »Freiheit«. Was Freiheit allerdings hieße, in welcher Weise sie das individuelle Schicksal verändern würde, welche konkreten Hoffnungen, Bedürfnisse und Wünsche damit verbunden wären, was Menschen verbindet, außer einem Aggressor gegenüberzustehen – auf solche Fragen habe ich selten Antworten gefunden.

Das führte mich zu der Idee, im Sommercamp 2014 jedes Kind seine persönliche Fahne gestalten zu lassen. Ich bereitete weiße Baumwollquadrate vor und kaufte bunte Filzstifte. Ich erzählte von meiner Reise, den Tibetern und ihrer Geschichte, zeigte die Gebetsfähnchen und sprach mit ihnen darüber, welche Wünsche und

Hoffnungen sie gerne zum Ausdruck bringen würden. Hatte ich sonst bei Gestaltungsaufgaben Schüchternheit, Ratlosigkeit und Zögern erlebt, reagierten die meisten der Kinder nun begeistert. Am Ende jeden Tages nähte ich die Fahnen zusammen und hängte sie gut sichtbar im Eingangsbereich des Zentrums auf. Jeden Morgen zeigten sie einander stolz ihre Fahnen. Erstmalig erlebte

BÄUME LIEBE SELBSTBESTIMMUNG PILOT NATIONALFLAGGE VIELFALT FARBIGKEIT ÄRZTIN BLUMEN

ich wirkliche ungetrübte Gestaltungsfreude, die sich darin ausdrückte, dass die Kinder nicht wie so oft einander kopierten, sondern an einem Tisch sitzend ganz unterschiedliche Motive und Worte fanden.

180 Fähnchen hingen nun in unserem Garten. Viele beinhalteten die Nationalflagge als Ausdruck der Liebe der Kinder zu ihrem Land. Viele Kinder formulierten Zukunftswünsche, wie Ärztin oder Pilot werden zu wollen. Manche drückten ihre Liebe zu ihren Eltern aus, andere zeichneten Blumen und Bäume, die sie schön fanden. Einen Sommer lang flatterte der Geist von Vielfalt, Farbigkeit und Selbstbestimmung vor unserem Zentrum gut sichtbar im Wind als Gegenentwurf zur nahen 8 m hohen Mauer, die das Denken und Leben in Bethlehem prägt und begrenzt.

Cordula Böhm, Diplomlehrerin für Deutsch und Kunsterziehung, Heilpädagogin und Coach, ZFD-Fachkraft

INFO.BOX PROJEKT

Der ZFD arbeitet seit 2003 in den Palästinensischen Gebieten, wo die Auswirkungen der israelischen Besatzung die Grundursache vieler psychosozialer Probleme sind. Er stärkt zivilgesellschaftliche Akteure, die psychosoziale Beratung, Unterstützung und Traumatherapien anbieten und sichere Räume schaffen, um die Resilienz und Selbstbestimmung insbesondere von Kindern und Jugendlichen fördern.

Seit 2010 unterstützt der ZFD die Bemühungen des Zentrum Ghirass in Bethlehem, Kinder und Eltern aus der Stadt, den umliegenden C- Gebieten und Flüchtlingslagern zu stärken. Im Rahmen des Sommercamps erhalten 180 Kinder die Möglichkeit, ihre Sozialfähigkeit, ihre Gestaltungs- und Selbstwirksamkeitskräfte zu entwickeln.

> PALÄSTINA

Über Widerstandskraft und Achtsamkeit



Für mich ist Yoga seit etwa fünf Jahren zu einem wichtigen Teil meines Lebens geworden. Intensiviert habe ich meine Praxis während der Vorbereitung auf meinen Einsatz als Entwicklungshelferin in Bethlehem mit dem Ziel, den kommenden Herausforderungen innerlich stabil und flexibel zugleich begegnen zu können. Im Unterschied zu rein sportlicher Betätigung umfasst Yoga für mich eine spirituelle (nicht religiöse!) Ausrichtung, die es mir ermöglicht, Achtsamkeit und tiefe Konzentration zu üben.

Als ich meinen Kolleginnen in meiner Partnerorganisation in Bethlehem, einem Kulturzentrum für Kinder und Familien, von meiner Yoga-Praxis erzählte, baten sie mich, ihnen und den Müttern der Kinder, die das Zentrum besuchen, Stunden zu geben.

Das veranlasste mich, Yoga auf sein »Friedenspotential« unter den bestehenden Verhältnissen zu überprüfen.

Frauen in der Westbank stehen unter doppeltem Druck. Zum einen schafft die israelische Okkupation ständige ökonomische und psychische Unsicherheit und Bedrohung, die stark in die Familien hineinwirkt. Zum

Verantwortung

anderen schränkt die eigene, stark patriarchalische Prägung der gesellschaftlichen Werte und Strukturen die Lebensmöglichkeiten der Frauen ein.

Zwischen Patriarchat und Besatzung berichten meine Kolleginnen über ihre Furcht um ihre heranwachsenden Söhne, die in israelischen Gefängnissen sitzen oder von Haft bedroht sind, über Zwangsverheiratungen, häusliche Gewalt, die Last, den Unterhalt einer Großfamilie zu bestreiten und viele andere Herausforderungen in ihrem Alltag. Meine Kollegin Maram beschreibt dies: »Ich meine zuweilen, ganz Palästina auf meinen Schultern zu tragen. Die Last, in jedem Moment die volle Verantwortung als Mutter, Lehrerin, Ehefrau, Tochter und zig weiterer Rollen ohne jede Unterstützung zu tragen, ist schwer. Ich fühle mich wie eine Sklavin ohne jeglichen Spielraum.«

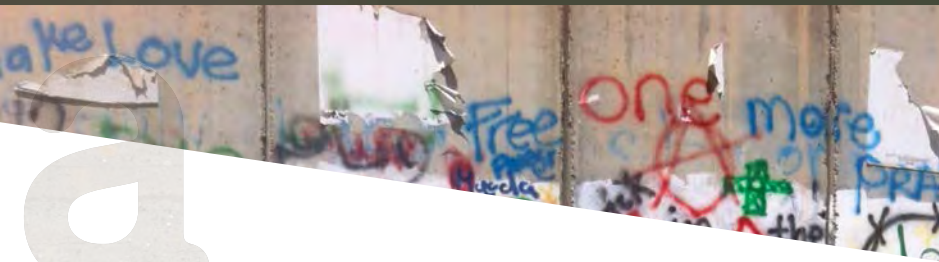
Damit einher gehen gesundheitliche Probleme, vor allem Rücken- und Kopfschmerzen, Depressionen, Schlafstörungen, die alle vorrangig mit Medikamenten behandelt werden. Öffentliche Unterstützungsangebote oder Begegnungsräume gibt es kaum. Ich erlebe, dass Frauen in meinem Umfeld ihre eigenen Bedürfnisse nur sehr eingeschränkt wahrnehmen, geschweige denn artikulieren. Wenn Frauen mir von ihren Schwierigkeiten erzählen, begründen sie diese oft mit: »Das ist unsere Kultur ...« überzeugt, dass dies ein fester Rahmen sei, dem man als Frau nichts entgegensetzen könne.

In der trägerübergreifenden Strategie des ZFD wird u. a. folgendes Ziel unseres Handelns formuliert: »Zivilgesellschaftliche Akteure ... schaffen »sichere Räume«, um die Resilienz und Selbstbestimmung der Zielgruppen zu fördern.«

»Sichere Räume« definiere ich in diesem Zusammenhang nicht vorrangig als äußere Lokalisationen, sondern auch als innere Qualität, die jeder Mensch entwickeln und kultivieren kann. Menschen, die schwere Herausforderungen zu bestehen hatten, berichten, wie sie Zuversicht, Kraft und Güte aus diesen »Räumen« schöpften. Gemeinsam ist solchen Berichten eine Art integraler Spiritualität, die der Schwere der Umstände eine Sinnhaftigkeit zuzuordnen vermag. Ich sehe diese Räume als Quelle von Resilienz, der psychischen Widerstandskraft und der Fähigkeit, an widrigen Umständen zu wachsen.

Arbeit am »inneren Frieden« ist nach meiner Auffassung Voraussetzung für die Fähigkeit Konflikten gewaltfrei und lösungsorientiert zu begegnen.

Als ich begann, Yoga zu unterrichten, tat ich es mit Blick auf diese »Räume«, aber auch mit Blick auf den kulturellen Kontext meiner Partnerorganisation: Die Mehrzahl der Frauen ist dem Islam



Resilienz

oder dem Christentum verbunden, teils formal durch Familientradition, teils mit persönlicher innerer Anteilnahme. Beide Religionen vermitteln wohl Halt, haben aber kaum Angebote der Verankerung im eigenen Körper. Körperlichkeit im Sinne von bewusster Körpererfahrung und Einbezug des Körpers in die Identitätsbildung ist wenig entwickelt. Ich erlebe viele Frauen, die ein ausgeprägt schamhaftes Verhältnis zu ihrer eigenen Körperlichkeit haben und sie nur zögernd zu erkunden bereit sind. Damit einher gehen defizitäre Selbstkonzepte.

Zum anderen ist die palästinensische Gesellschaft von einem stark kollektiven Bewusstsein geprägt, das den Einzelnen stärker als Teil der Familie denn als Individuum sieht. Für viele Frauen ist es ungewohnt und beängstigend, Zeit für sich selber zu nehmen und in der Stille sich selber zu erleben.

Yoga ist in Palästina nicht verbreitet, aber vage bekannt. Viele Frauen zeigten spontan Interesse, als ich von meiner Praxis sprach. Sie verbanden damit »Sport« oder »Entspannung«, wussten wohl auch von den indischen Ursprüngen. Yoga als Ausdruck westlichen Lifestyles schien über die Medien auch hierher »übergeschwappt« zu sein.

Ich erkläre zu Beginn der Stunden die drei wesentlichen Elemente: Meditation, Asanas (Körperhaltungen) und Pranayama (Atmung)

- **Meditation** führt über die achtsame Wahrnehmung der eigenen Gedanken und Gefühle in die Stille und den beschriebenen »Raum« von **Resilienz**.
- Die **Asanas** machen den Körper durchlässiger für den Energiefluss, fördern Flexibilität und Stärke. Über das wiederholte Üben der gleichen Haltungen werden die Körperwahrnehmung und das Gefühl der Selbstwirksamkeit gestärkt.
- **Atemübungen** (Pranayama) unterstützen die emotionale Selbstregulation.

Wird Yoga im Hinduismus ursprünglich als »Weg zur Erleuchtung« gesehen, heißt dieses für mich übersetzt einen Weg zu beschreiten zur Erfahrung der eigenen Individualität und Selbstwirksamkeit. In diesem Sinne kann Yoga religionsübergreifend und universell geübt werden.

Ich erinnere mich an meine erste Stunde mit meinen Kolleginnen. Es war ihnen fast unmöglich sich zu konzentrieren. Mit Gesprächen, Scherzen, Blicken schienen sie die Unsicherheit, die mit Stille und Innenwahrnehmung verbunden waren, zu überbrücken. Bei körperlichen Übungen schauten sie ununterbrochen zu ihren Mitstreiterinnen – in der Furcht, diese könnten flexibler oder stärker sein. Dies korrespondiert stark mit meiner Erfahrung, dass Konkurrenz und



»Each one has to find his peace from within. And peace to be real must be unaffected by outside circumstances.«

Mahatma Gandhi

Hierarchie einen hohen Stellenwert im menschlichen Miteinander haben. Letztlich entschieden sie sich, die morgendliche Yogastunde zugunsten der üblichen Plauderei zu nutzen.

Günstiger gestaltete sich dies mit Müttern, die sich kaum oder nicht kannten. Einige muslimische Frauen übten in ihren langen Mänteln und dem Schleier, aber mit vollem Einsatz. Der dankbarste Moment war jeweils die Schlussentspannung: Nach einer Stunde gemeinsamen anstrengenden Übens der Asanas liegen die Frauen mit geschlossenen Augen und einem Lächeln auf dem Rücken. Allein für diese 10 Minuten von Stille, in der sich jede Frau allein und zugleich verbunden fühlt, lohnt sich meine Bemühung. Viele Mütter berichten, dass sie zuhause niemals zur Ruhe kommen könnten und es auch schwierig sei wöchentlich zum Unterricht zu kommen.

Besonders dankbar wurde die Arbeit in einem Zentrum für misshandelte junge Frauen aufgenommen. Ich ging hier mit großer Achtsamkeit vor. Viele dieser Mädchen haben körperliche Gewalt erfahren und ich erwartete, dass es ihnen schwer möglich sein würde, sich auf Yoga einzulassen. Das Gegenteil war der Fall. Nach anfänglichem Gelächter glätteten sich die Wellen. Freundlich ermutigt übten alle Teilnehmerinnen konzentriert – unterbrochen von zeitweiligem gemeinsamem herzlichem Gelächter ob der ungewöhnlichen Sache.

In allen Zusammenhängen fiel es den Frauen schwer, sich verbindlich auf den Prozess des Übens einzulassen. Dies ist zum einen ein allgemeines Phänomen unabhängig vom Angebot. Ich interpretiere es aber auch als Zögern vor dem Unbekannten und seinen Folgen.

Dennoch erfahre ich nach jeder Stunde wunderbare Feedbacks, Fatme, eine junge Mutter von fünf Kindern zum Beispiel berichtet, zu spüren, dass sie einen Körper habe mit Grenzen und Möglichkeiten, mache sie in den Momenten des Übens sehr glücklich, Sie fühle sich am Ende ungewohnt erfrischt, ermutigt und stolz, Sie selbst zu sein.

Folgendes Fazit meiner Überlegungen und Erfahrungen möchte ich ziehen:

Yoga im Rahmen der psychosozialen Unterstützung von Frauen ist angemessen, wenn es deren religiösen Werten und deren limitierten Körpererfahrungen angepasst ist. Man muss davon ausgehen, dass Geduld nötig ist, um eine reguläre Praxis zu installieren. Sich auf Körperlichkeit und Stille einzulassen, ist eine hohe Anforderung für die Frauen. Günstig ist es, Verbindungen herzustellen zu den gängigen Ritualen des Islam oder des Christentums.

In einem langjährigen Konfliktgebiet wie der Westbank, wo die Mehrzahl der Frauen leichte bis schwere Traumatisierungen aufweist, ist besondere Sorgfalt geboten. Die eher herausfordernde körperliche Praxis westlicher Herangehensweise muss der Sensibilität dieses Kontextes angepasst werden. Vielleicht kommt man auf diese Weise der ursprünglichen Bedeutung von Yoga als Übung in Achtsamkeit wieder näher.

Cordula Böhm, Diplomlehrerin für Deutsch und Kunsterziehung,
Heilpädagogin und Coach, ZFD-Fachkraft

INFO.BOX PROJEKT

Der **ZFD** arbeitet seit 2003 in den Palästinensischen Gebieten, wo die Auswirkungen der israelischen Besatzung die Grundursache vieler psychosozialer Probleme sind. Er stärkt zivilgesellschaftliche Akteure, die psychosoziale Beratung, Unterstützung und Traumatherapien anbieten und sichere Räume schaffen, um die Resilienz und Selbstbestimmung insbesondere von Kindern und Jugendlichen fördern.

Das Zentrum Ghirass in Bethlehem gibt Kindern und Müttern aus der Stadt, Flüchtlingslagern und Dörfern, die stark von der Besetzung betroffen sind, einen geschützten Raum, um sich zu treffen und Unterstützung zu finden.

> PALÄSTINA

Musik gegen Mauern



Jugendliche

Bevor ich das erste Mal im Shuafat Flüchtlingslager in Jerusalem war, hatte eine befreundete Musikband mir diesen Ort als Ghetto beschrieben. Sie selbst sind dort aufgewachsen und machen bis zu diesem Zeitpunkt noch knallharte Rapmusik. Ich hielt ihre Beschreibungen für maßlos überzogen, habe sie ausgelacht und sie ständig damit aufgezo-gen, dass sie damit ihr Gangsta-Rap-Image aufbauen wollten. Ein Jahr später fing ich als Friedensfachkraft in Jerusalem an und besuchte meine Freunde im Shuafat Camp. Schon beim Passieren des Checkpoints am Eingang verschlug es mir fast die Sprache und als ich dann innerhalb der Mauer im Camp war, fiel mir nichts anderes ein, als mich bei den Jungs zu entschuldigen. Für all diese wirklich dummen Sprüche wie »ihr möchte-gerne-Ghetto-Kids« und dergleichen. Solch einen Ort hatte ich vorher noch nie gesehen: Ich konnte nicht glauben, dass das wirklich ein Teil von Jerusalem sein sollte. Eng. Dunkel. Dreckig. Eingemauert. Ghettoisiert. Hierhin kommt man nicht freiwillig und Fremde sind auch nicht wirklich willkommen, sondern eher suspekt. Lieber Fadi, lieber Mohammad, es tut mir leid! Es tut mir leid, dass ich solch ein ignoranter Vollpfosten war.

Die beiden zeigten mir, wo sie ihre Musik produzierten und stellten mir den Leiter des Palestinian Child Centers vor: Khaled Al-Sheikh-Ali. Sein Ziel ist es, für die Kinder des Camps einen Raum innerhalb des Camps zu schaffen, der sie vergessen lässt, dass sie sich im Camp befinden. »Einen Ort, an dem sie einfach nur spielen können wie alle anderen Kinder auf der Welt auch.« Abu Al-Sheikh, wie Khaled auch genannt wird, arbeitet auch mit Musik. Irgendwie zumindest. Er selbst spielt die »Zauberflöte«, wie er oft und gerne erzählt. Damit meint er, dass er Kinder und Jugendliche begeistern kann. Er versteht sie und versucht ihnen genau das zu bieten, was sie wollen und nicht das, was Erwachsene denken, was gut für Kinder ist. Ich war sofort fasziniert und besuchte das Zentrum in meiner Freizeit nun so oft ich konnte. »Hier müssen wir was tun ...«.



Ein Jahr später arbeiteten wir gemeinsam an einem »Testballon«: Eine Workshop-Reihe, bei der 50 Kinder und Jugendliche in alternativen und kreativen Ausdrucksformen trainiert wurden. Es standen Disziplinen wie DJing, Rap, Junk-Percussion, Gesang und Dabke, ein palästinensischer Folkloretanz, auf dem Stundenplan. Die Ergebnisse wurden am 20.05.2014 auf einer Bühne mit anderen Teilnehmenden und bekannten Künstlern aus ganz Palästina und Deutschland präsentiert. Aus Deutschland kam sogar die RAP-Größe Marteria. Mehr als 1 500 Besucherinnen und Besucher hatte das Festival. Kinder, Männer, Frauen, auch Sheikhs waren da – und sie waren genauso beeindruckt.

Respekt



Alle konnten für einen Abend dem Alltag im Camp entfliehen.

Es kamen auch viele Menschen von außerhalb des Camps. Das war neu. Neu für die Campbewohnerinnen und -bewohner und neu für die Gäste. Die Menschen aus dem Shuafat Camp hatten jetzt die Gelegenheit zu zeigen, wer sie sind: Nämlich keine Ghetto-Kids oder gar Terroristen. Nein, sie standen auf der Bühne und waren Gastgeber. Sie feierten gemeinsam, Jungs und Mädels, Flüchtlinge und Internationals.

Das Shuafat Camp fand auf einmal statt, auch außerhalb des Camps.

Frieden – das ist mehr als die Abwesenheit von Krieg. Und Friedensarbeit muss darauf vorbereiten, diesen Raum zu betreten, in dem Selbstvertrauen, gegenseitiger **Respekt** und Anerkennung gelebt werden. Das zu lernen geht auch über Musik. Abu Al-Sheikh führt das Konzept weiter fort als Leiter von »Palestinian Child Center Shuafat«. Er beherrscht mittlerweile weitere Melodien auf seiner »Zauberflöte«, zu deren Klängen auch die Erwachsenen lauschen.

Kayed Sagalla, Kulturpädagoge und Veranstaltungskaufmann
ZFD-Fachkraft

INFO.BOX PROJEKT

Der ZFD arbeitet seit 2003 in den Palästinensischen Gebieten, wo die Auswirkungen der israelischen Besatzung die Grundursache vieler psychosozialer Probleme sind. Er stärkt zivilgesellschaftliche Akteure, die psychosoziale Beratung, Unterstützung und Traumatherapien anbieten und sichere Räume schaffen, um die Resilienz und Selbstbestimmung insbesondere von Kindern und Jugendlichen fördern.

Seit 2013 thematisiert und bearbeitet der ZFD die auf politischer, geographischer und sozialer Ebene stattfindende Fragmentierung Palästinas kreativ durch Kunst, Kultur und Sport.





> KENIA



Jeder Mann mit Bart ist Al Shabaab

Im November 2014 überreichten Dorfälteste aus Okainguse uns einen Brief, in dem sie um Fortbildung im Umgang mit geschlechtsspezifischer Gewalt und verantwortungsbewusster Führung baten. Dieser Brief stellte einen der Höhepunkte unserer fast dreijährigen Kooperation mit den Bewohnerinnen und Bewohnern von acht Farmen in Burnt Forest im kenianischen Rift Valley dar.

Als sie begann, waren die Spuren der gewalttätigen Auseinandersetzungen nach den Wahlen 2007/08 in Burnt Forest noch deutlich zu sehen. In den acht Dörfern rund um den Ort Kamuyo leb(t)en Kikuyu und Kalenjin, die sich in den Wahljahren 1992, 1997 und 2007/08 heftig bekämpft hatten, Dorf an Dorf bzw. in einem Ort sogar Tür an Tür. Häuserruinen, aber auch mit humanitärer Hilfe errichtete Lehmhütten prägten das Landschaftsbild. Trotzdem beschrieben die hier lebenden Menschen die Situation als friedlich. Die Gewalt sei politisch initiiert, von außen geplant und ausgeführt worden. »Es herrscht Frieden in Burnt Forest«, sagten sie und auf den ersten Blick schien es auch so.



Mit zunehmendem Vertrauen der Dörflerinnen und Dörfler wurde das Bild differenzierter. Für die einen bedeutete Frieden vor allem die Abwesenheit blutiger Auseinandersetzungen, für andere gab es keinen Frieden. Eine Frau sprach mit Blick auf die Wahljahre aus, was viele dachten: »Wie sollen wir verzeihen und in Frieden leben, wenn unsere Wunden alle fünf Jahre wieder aufgerissen werden?« Burnt Forest war eines der Epizentren der Nachwahlgewalt 2007/08 gewesen, die Kenia an den Rand eines Bürgerkriegs gebracht hatte. Im sicheren Raum der Treffen begannen Vertreterinnen und Vertreter beider Ethnien über die erlebte Gewalt, die Zeit zwischen den Wahlen und ihre persönliche bzw. kollektive Geschichte zu sprechen. Erzählt wurde auch vom tiefen Misstrauen gegenüber »den Anderen«, von zerbrochenen Freundschaften und zerrütteten Ehen. Dies war möglich, weil die Teilnehmenden die Themen und die Geschwindigkeit bestimmten. Die »Forscher« hörten zu.

Doch obwohl zu diesem Zeitpunkt bereits gemeinsame Treffen und Gespräche zwischen den beiden Ethnien stattgefunden hatten, baten die Dorfbewohnerinnen und -bewohner ein Jahr später darum, die Studie nicht zu veröffentlichen. Die Lage sei im Vorfeld der Wahlen 2013 ohnehin angespannt, der Bericht könne zu erneuten gewaltsamen Auseinandersetzungen führen. Die einander zum Teil widersprechenden Narrative und entsprechende Wahrnehmung »der Anderen« erschienen ihnen zu brisant. Wir begriffen: das ist **Partizipation** – und veröffentlichten eine »Light«-Version des Berichts.

Zusätzlich wurden in den acht Dörfern Strukturen zur Gewaltprävention aufgebaut. Da traditionelle Hierarchien den offenen Austausch verhinderten, wurden Workshops und Dialogforen zu Konflikten und Konfliktodynamiken durchgeführt – zum Teil nach Geschlechtern oder Altersgruppen getrennt, da traditionelle Hierarchien oft offenen Austausch verbieten. Die verschiedenen ethnischen Gruppen tauschten ihre unterschiedlichen Perspektiven aus, blieben im Gespräch und suchten gemeinsam Lösungen für konfliktive Situationen. Die Teilnehmenden

Partizipation

lernten, ein Frühwarnsystem zu nutzen, mit dem im Falle drohender gewaltsamer Auseinandersetzungen externe Unterstützung angefordert werden kann. Über dieses **Frühwarnsystem** erreichte uns im Januar 2013 die Nachricht, dass in einem der Dörfer eine Frau von ihrem Ehemann umgebracht worden sei. Da beide aus unterschiedlichen Ethnien entstammten, bestand die Gefahr, dass das Verbrechen zu einem interethnischen Konflikt eskalierte. Die Sorge war unbegründet: Die Teilnehmenden der Foren hatten unmittelbar nach dem Ereignis gemeinsam mit Polizei und Vertretern lokaler Regierungsstrukturen dafür gesorgt, dass der Vorfall als das bewertet wurde, was er war: ein Fall häuslicher Gewalt.

»Dank Eurer Trainings in friedlichem Zusammenleben und Konfliktbearbeitung komme ich jetzt gut mit meinen Kalenjin-Nachbarn zurecht. Wir besuchen einander und sprechen über Möglichkeiten, unsere Situation zu verbessern«, beschrieb eine Teilnehmerin den Erfolg im Rift Valley.

Frühwarnsystem



Die Situation blieb im Umfeld der Wahlen weitgehend stabil; in der Projektregion kam es nicht zu Kämpfen. Dazu beigetragen hat sicher auch die politische Allianz zwischen dem jetzigen Präsidenten Uhuru Kenyatta, einem Kikuyu, und seinem Stellvertreter William Ruto, einem Kalenjin.

Der zunächst stark ethnisch geprägte Identitätsbegriff der Dorfbewohnerinnen und -bewohner öffnete sich. Immer häufiger hieß es »wir Frauen«, »wir Jugendliche«, »wir Bauern«. Vertreterinnen und Vertreter eines Kalenjin-Dorfes berichteten von heftigen Anfeindungen in ihrem Dorf, als sie zum ersten Mal an einer Veranstaltung in einem Kikuyu-Dorf teilnahmen: »Wieso geht ihr dahin, da ist bisher noch nie was

Gutes zurückgekommen.« Doch die Friedenstage im Frühjahr 2013, zu denen die Menschen aller Dörfer eingeladen waren, brachen diesen Widerstand.

Die Veränderungen zeigten sich auch ganz praktisch. Handel zwischen den Dörfern wurde aufgenommen. Eine Frau erzählte, dass sich der Absatzmarkt für Milch dadurch vergrößert habe. Andere berichteten, es sei kaum noch möglich aus dem Haus zu gehen, ohne begrüßt und umarmt zu werden. Kinder wurden in die nächst gelegenen Schulen statt in die »ethnisch richtigen« geschickt. Vier interethnische Ehen wurden seit Februar 2013 geschlossen. Älteste von vier verschiedenen Dörfern, Kikuyu und Kalenjin, schlossen sich zu einem Verein zusammen und diskutieren jeden Montag über Neuigkeiten und neue Ideen.

Die Zahl polizeilicher Anzeigen ist rückläufig. Die Menschen in den Dörfern versuchen Konflikte selbst und gemeinsam zu lösen, ehe sie die Behörden einschalten. So berichteten Bewohnerinnen und Bewohner der acht Dörfer von einem Viehdiebstahl, bei dem Vieh aus einem Kikuyu- in ein Kalenjin-Dorf getrieben worden war. Nach zwei Tagen erfolglosen Suchens kam vom Nachbarn des Täters der entscheidende Tipp. Das Vieh wurde dem Besitzer zurückgegeben, Gewalt kam nicht zur Anwendung. Solche Vorfälle hatten lange als Frühwarnzeichen für gewalttätige Auseinandersetzungen gegolten. Diesmal bewahrte die Bevölkerung jedoch die Ruhe,

die beiden ehemals verfeindeten Volksgruppen Kikuyu und Kalenjin hatten sich gemeinsam für eine gewaltfreie Beilegung des Konflikts eingesetzt.

Im Februar 2013 lernten sich die Teilnehmenden der Forschung zu Land und Konflikt aus Likoni und Burnt Forest bei einer Veranstaltung in Nairobi kennen. Anschließend sagten sie: »Wir wollen unsere Freunde wiedersehen! Wenn ihr uns bei der Organisation unterstützt, nehmen wir sie in unseren Häusern auf und sorgen auch für das Essen.« Genau ein Jahr später kamen sie wieder zusammen. Dieses Mal, um die Ergebnisse des Austauschbesuchs Vertretern kenianischer und internationaler Organisationen vorzustellen. »Bevor ich nach Burnt Forest fuhr,



»Mein Vater hat meine Mutter sehr oft brutal geschlagen. Ich habe jetzt gelernt, dass ich nicht gewalttätig geboren bin, dass ich Gewalt erlernte und dass ich Gewalt wieder »verlernen« kann. Eine Frau zu schlagen sehe ich nicht mehr als Zeichen von Zuneigung und Liebe. Meine Kinder wachsen jetzt anders auf: Sie müssen nicht mitansehen, wie ihre Mutter geschlagen wird.«

**Pastor Peter Gitau, Kamuyu/
Burnt Forest**



hielt ich Kikuyu für rücksichtslos und egoistisch. Ich dachte, dass man ihnen nicht trauen kann. Die Gastfreundschaft, die mich in Burnt Forest erwartete, hat meine Vorurteile ausgelöscht!« kommentierte ein Küstenbewohner seine Erfahrungen. Ein Teilnehmer aus Burnt Forest hielt fest: »Ich hatte mich ein wenig vor der Reise gefürchtet, man hört so viel über den Terrorismus an der Küste. Ich dachte, jeder Mann mit Bart ist Al Shabaab. Aber das stimmt nicht: Die meisten sind so wie wir!«

Die Teilnehmenden nutzten den Besuch auch um soziale Konflikte und Dynamiken zu reflektieren. Ihre eigenen Probleme zu Hause konnten sie mit mehr Distanz betrachten. Neue Perspektiven eröffneten sich. So waren die Leute aus Rift Valley überrascht über das Ausmaß der Landproblematik an der Küste: »Die Landkonflikte an der Küste sind viel schwerwiegender als unsere. Die Leute dort haben in den seltensten Fällen Grundstücksurkunden!« Es kam zu neuen Freundschaften und Geschäftsideen: Küstenbewohnerinnen und -bewohner entdeckten die Möglichkeit, Kokosnüsse und Mangos nach Burnt Forest zu bringen; umgekehrt könnten die dortigen Kartoffeln an der Küste verkauft werden.





Die Harakat al-Shabaab al-Mujahideen – kurz al-Shabaab – ist eine islamistische militante Organisation in Somalia. Ihr Ziel ist die Errichtung eines islamischen Staates am Horn von Afrika und die Beteiligung an einem weltweiten Dschihad als Teil von Al Qaeda. Als Reaktion auf die Anwesenheit der kenianischen Armee in Somalia greift sie seit einigen Jahren Ziele in Kenia an und rekrutiert kenianische Jugendliche in ihre Reihen.

Freunde

Die Aufweichung festgefahrener Stereotypen führte zu intensiven Gesprächen über nationale und ethnische Identität – ein Prozess, der kaum von außen hätte in Bewegung gesetzt werden können. ZFD und PeaceNet griffen den neuen Diskurs nur auf und halfen die Auseinandersetzung mit dem Thema zu intensivieren. Insbesondere der autochthone Diskurs zu Land und Konflikt wurde wieder aufgekommen – während eine Ethnie darauf pochte, das Land käuflich erworben zu haben, argumentierte die andere mit ihrem historischen Anspruch auf das Land, auf dem bereits ihre Ahnen gelebt hätten – ein Konflikt, dem kein funktionierendes Landmanagementsystem entgegenwirken kann.

Zu dieser Zeit brachten weibliche Vertreterinnen der Dörfer in Burnt Forest zum ersten Mal das Thema häusliche Gewalt auf. Bis dahin war der ethnisch-politisierter Konflikt so dominant, dass andere Konflikte nicht angesprochen wurden. Einer Bedarfsanalyse folgte eine Intervention, die Männer und Frauen einbezog. Viele Frauen berichteten von Misshandlungen und Alkoholumismus, der dabei immer wieder als konfliktverschärfend benannt wird: Alkoholranke Eltern und Ehegatten können nicht mehr für ihre Familien sorgen. Solche Konflikte werden gewalttätig ausgetragen, führen zu Trennungen, Verletzungen und manchmal zu Toten. Die Teilnehmenden begriffen zunehmend, dass Frieden mehr ist als das Ausbleiben gewalttätiger interethnischer Konflikte: dass sie nicht von Frieden sprechen können, solange es hinter geschlossenen Türen immer wieder zu Gewalt kommt, über die niemand reden darf.

Neben dem Alkoholismus kamen auch andere Probleme auf den Tisch: Junge Leute beklagten sich, dass ihre Eltern Land nicht übertragen und sie daher kein Land besitzen und kein eigenes Einkommen erwirtschaften können. Ältere erklärten, sie könnten das Land nicht schon zu Lebzeiten übertragen, weil die Jungen dieses oft verkauften und dann zu Bettlern würden. Junge Männer reagieren auf diese »Ohnmachtssituation« oft mit Gewalt.

Der partizipative Ansatz ist zeitintensiv und fordert viel Geduld. Nur vorsichtiger Beziehungsaufbau ermöglicht das Schaffen sicherer Räume, in denen auch heikle Themen angesprochen werden können. Oft nimmt dies den längsten Projektzeitraum ein, doch wenn die Beziehungen zu wachsen beginnen, entwickeln die Teilnehmenden ihre Projekte selbst. Deswegen ist der eingangs erwähnte Brief der Ältesten so bedeutsam: Sie hatten für sich einen Wert in den Aktivitäten der acht Dörfer erkannt und fragten nun gezielt dafür an.

Endy Hagen, Trainerin für gewaltfreie Konfliktbearbeitung und interkulturelles Lernen, ZFD-Programmkoordinatorin Kenia
Verena Waldhart, Rechtsanwältin, ZFD-Fachkraft

INFO.BOX PROJEKT

Der **ZFD** arbeitet seit 2009 in Kenia. Gemeinsam mit lokalen Partnerorganisationen fördert er Dialog und gewaltfreie Konfliktbearbeitung unter Beteiligung aller betroffenen Bevölkerungsgruppen.

Ausgehend von einer von der Partnerorganisation Kenya Land Alliance durchgeführten partizipativen Forschung zu »Land und Konflikt« unterstützt der ZFD seit 2012 zusammen mit weiteren Partnern wie dem Peace and Development Network Trust Kenya sowie dem Community Education and Empowerment Centre in acht Dörfern in Burnt Forest Count Strukturen zur Gewaltprävention.



> AFGHANISTAN

Neue Denkräume schaffen

Nach zwei Jahren in Kabul fühlte ich mich vor allem eingengt. Gewalt war Alltag und der spielte sich aufgrund der schlechten Sicherheitslage hinter meterhohen Mauern, Stacheldraht und Stahltores ab. Der Besuch in einem Restaurant umfasste eine Leibesvisitation. Um in einen Supermarkt zu gelangen, mussten wir unsere Taschen durchwühlen lassen und durch einen Metalldetektor laufen. Aus Angst vor Entführungen durften wir uns nicht zu Fuß, sondern nur mit dem Auto bewegen. Anschläge der Taliban waren Routine geworden. Während ich von unserem Sicherheitsdienst aus dem Büro evakuiert werden, da wenige Straßen weiter das afghanische Parlament angegriffen worden war, beobachtete ich einen Eisverkäufer, der trotz der Schüsse in Hörweite mit einem mobilen Eisstand weiter seine Runden drehte.

Dank meiner Arbeit bei der Menschenrechtskommission lernte ich viele Afghanen und Afghaninnen kennen, die an der Gestaltung ihrer Gesellschaft teilhaben wollten.





Ihre Hoffnung auf die Überwindung gesellschaftlichen Unrechts durch die Umsetzung von Menschenrechten ließ sie das Risiko, das sie aufgrund ihrer Arbeit täglich eingingen, vergessen. Gerade mit ihrer Arbeit für die Stärkung der Rolle der Frau in der afghanischen Gesellschaft machten sich viele meiner Kollegen und Kolleginnen zu Zielscheiben. »Wenn ich zu einem Training fahre, verstecke ich sämtliches Unterrichtsmaterial unter den Autositzen. Es ist zu gefährlich, mit menschen-, insbesondere frauenrechtsrelevanten Unterlagen erwischt zu werden«, berichtete mir ein afghanischer Kollege, der sich gerade für ein Training ausserhalb der Hauptstadt Kabul vorbereitete. Der Konflikt über die Entwicklung einer islamischen Gesellschaft zwischen liberalen und konservativen Muslimen spielte sich oft direkt vor meinen Augen ab.

Mich beschäftigen immer noch die Begegnung mit denjenigen Afghaninnen, die sich dem tradierten Bild der Frau, der rigiden Trennung der Geschlechter, wie sie die konservative afghanische Gesellschaft vorschreibt und auch dem Burka-tragenden Stereotyp, der uns in den Medien lange vermittelt wurde, widersetzen. Bei meinen afghanischen Kolleginnen handelt es sich um gebildete, selbstbewusste und durchaus emanzipierte Frauen. Problemlos und ohne Selbstzweifel argumentierten sie für die Gleichberechtigung von Männern und Frauen und die Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen vor Gruppen von afghanischen Polizisten oder Soldaten. Dabei beriefen sie sich stets auf die Afghanische Verfassung. Doch zwischen Rechtslage und Wirklichkeit herrscht ein großes Missverhältnis. Erschwerend hinzu kommt die Tatsache, dass sich zwar in den Städten Afghanistans Gruppen engagierter Frauen herausgebildet haben, doch ihr politischer Einfluss ist landesweit gering. »Es gibt unzählige NGOs in Kabul«, erklärte ein Mitarbeiter der Menschenrechtskommission, »viele von ihnen haben sich die Stärkung der Frauenrechte auf die Fahnen geschrieben. Aber es gibt keine wirkliche Zivilgesellschaft in Afghanistan, die einen ganzheitlichen, flächendeckenden Wandel herbeiführen könnte.«

So leiden Frauen in Afghanistan weiterhin unter patriarchalen Machtstrukturen, mangelnder Rechtsstaatlichkeit, Armut und Gewalt. Sie dürfen z. B. nur in Begleitung eines Mahram, eines nicht-heiratbaren männlichen Familienmitglieds, reisen. Oftmals wurden afghanische Kolleginnen aus den Provinzen von ihren kleinen Neffen begleitet. Daraus ergab sich für uns die groteske Frage, wer denn nun tatsächlich auf wen aufpasste. Als sich eine meiner afghanischen Kolleginnen entschied, ohne männliche Begleitung mit mir in den Norden des Landes zu reisen, führte dies zur mitunter lautstarken Auseinandersetzung mit afghanischen Männern, die uns auf unserer Reise begegneten. Schließlich musste ein ganzes Gästehaus für uns geräumt und die männlichen Gäste umquartiert werden, damit wir dort übernachten konnten, ohne das Gerücht zu schüren, dass es sich bei diesem Gästehaus tatsächlich um ein von Entwicklungshelfern betriebenes Bordell handeln könnte.

In Bildungsmaßnahmen, in denen Polizisten für Themen wie häusliche und sexuelle Gewalt sensibilisiert werden sollten, fiel mir auf, dass Gewalt gegen Frauen und Mädchen selten als strafwürdiges Verbrechen wahrgenommen wurde. Die Schuld sei bei den Frauen zu suchen, die als schlechte Ehefrauen, Töchter, Schwestern das aggressive Verhalten der Männer provoziert hätten. Im Rahmen des internationalen Engagements nach 2014 muss also auch die Rekrutierung und Weiterbildung von weiblichen Polizistinnen unterstützt werden, denen wichtigere Aufgaben zukommen als das Kochen grünen Tees für ihre männlichen Vorgesetzten, nämlich die Aufklärung und Strafverfolgung von Fällen von Gewalt gegen Frauen.

»Gewalttaten gegen Frauen werden selten strafrechtlich verfolgt, weil sie nicht als Straftaten betrachtet werden und weil Polizistinnen, die als Ansprechpartnerinnen für weibliche Opfer von Gewalt agieren können, weiterhin unterrepräsentiert sind«, monierte eine Mitarbeiterin der Menschenrechtskommission.



In unseren Menschenrechtsseminaren argumentierten meine afghanischen Kollegen und Kolleginnen mit dem Geist des Korans: »Der Koran ist ein Werk seiner Zeit. Er kann nicht ausgelegt werden, ohne seinem historischen Kontext Beachtung zu schenken. Der Einzug des Islam hat historisch unsere Situation verbessert, da uns erstmals eine eigene Rechtspersönlichkeit zugesprochen wurde. Jedoch hat das nicht zur vollständigen Gleichberechtigung geführt, weil die Gesellschaft davon nur schwer zu überzeugen ist. Die Stärkung der Frauenrechte, insbesondere das Recht auf körperliche Unversehrtheit und das Recht auf Bildung und freie Persönlichkeitsentfaltung, müssen in der Gegenwart weitergeführt werden«.

Neben dem Status der Frau wird die Frage nach dem **Menschenrecht** auf Religionsfreiheit stets heftig diskutiert und als unvereinbar mit dem islamischen Glauben verurteilt. Während liberale Muslime sich auf Sure 2, Vers 256 des Korans berufen – »Es gibt keinen Zwang in der Religion« – empfinden konservative Muslime das Recht auf Religionsfreiheit als Bedrohung für ihren Glauben und ihre Traditionen. Für sie steht die Scharia als göttliches Recht über den von Menschen geschaffenen Rechtssystemen, also auch über den Menschenrechten. »Der Konflikt zwischen Islam und Menschenrechten findet meiner Meinung nach seinen Ursprung nicht in der Religion, sondern in der Politik. Die Vorherrschaft der Mullahs, die die Deutungshoheit über den Koran inne haben und ihn so auslegen und interpretieren, dass ihr eigener Machtanspruch



Menschenrecht



gewährt bleibt, führt zu einer Verknüpfung von Politik, Recht und Religion, die der Unterdrückung dient. Die Verletzung von Menschenrechten hat mit dem Islam als Religion also nichts zu tun, sondern mit den gewachsenen Machtverhältnissen in Afghanistan«, so eine Teilnehmerin. Der Islam als Religion kann also nicht für Menschenrechtsverletzungen verantwortlich gemacht werden. Menschen, die vorgeben, im Namen ihrer Religion zu handeln, allerdings sehr wohl.

Der Menschenrechtsdialog in Afghanistan hat begonnen. Dass Frieden sich aus dem Inneren einer Gesellschaft entwickeln muss und nicht von außen erzwungen werden kann, ist in Afghanistan genauso offensichtlich wie in anderen Konflikt- und Postkonfliktregionen. Grundvoraussetzung ist eine friedenswillige und friedensfähige Zivilgesellschaft, die als Korrektiv gegenüber dem Staat wirken kann. Zwei Jahren lang habe ich meine afghanischen Kollegen und Freunde dabei begleitet, wie sie mutig auf eine offenere, gerechtere und gewaltfreie Gesellschaft hingearbeitet haben. »Doch die Zukunft unseres Landes hängt auch davon ab, inwieweit uns, den Aktivisten für Menschenrechte und Frieden, **Gehör** geschenkt wird«, sagte ein Trainer der Menschenrechtskommission und beschrieb treffend die ungewisse Zukunft in einem Land, das keinen Frieden zu finden scheint.

G e h ö r

Christina Sell, Politikwissenschaftlerin, ZFD-Fachkraft

INFO.BOX PROJEKT

Der **ZFD** arbeitet seit 2004 in Afghanistan. Bis 2013 förderte er die Vergangenheitsarbeit, gewaltfreie Konfliktbearbeitung und Menschenrechte durch Bildungs- und Informationsarbeit sowie die Stärkung institutioneller Strukturen. Zusammen mit der Afghanistan Independent Human Rights Commission, die afghanische Menschenrechtskommission, wurden Sozialarbeiterinnen und -arbeiter, Gemeinderätinnen und -räte, Mullahs, Vertreterinnen und Vertreter der ländlichen Bevölkerung, Polizei- und Justizangestellte in Methoden der zivilen Konfliktbearbeitung sowie rechtsstaatlichen und menschenrechtlichen Themen fortgebildet und prozessorientiert betreut. Dadurch konnte unter anderem das Bewusstsein für Frauen- und Menschenrechte gestärkt sowie neue Denkräume geschaffen werden, in denen Normen und Werte hinterfragt und diskutiert werden können. Seit 2014 fokussiert der ZFD sein Engagement auf das Empowerment afghanischer Jugendlicher, damit diese eine Stimme in der Gesellschaft bekommen und zur Versöhnung zwischen den ethnischen Gruppen beitragen.

> LIBANON

Imagine

Libanon ist ein wunderschönes und einzigartiges Land: wunderschöne Natur, herzliche Menschen, uralte Städte, Vielfalt an Kulturen und Religionen. Ein Beispiel für ein kleines Stückchen Erde, das sich sehr verschiedene Menschen mit unterschiedlichen Lebensvorstellungen teilen. Das ist sehr faszinierend. Und dennoch Menschen mit unterschiedlichen Kulturen, Religionen und Interessen teilen sich ein kleines Stückchen Erde? Hm, das klingt, als ob das nicht immer so einfach und friedlich ginge ...

Tatsächlich, ich sehe die romantischen Bilder in meinem Kopf. Dann blättere ich um und spüre etwas vom vergangenen blutigen Bürgerkrieg, der mehr als 15 Jahre lang gedauert hat. Jede Gruppe bekämpfte die andere blutigst. Auch Jahre danach ist das **Vertrauen** zerstört. Ausländische Mächte haben ihre Finger mit im Spiel. Es gibt auch heute nicht allzu viel Grund irgendjemandem zu trauen. Man weiß ja nie, die Region steht in Flammen.

Und dennoch: Der eine und der andere stehen auf. Sie sagen: Es ist genug! Wir wollen in unserem Land leben, wir wollen eine Region, in der Menschen aller Religionen, politischen Richtungen und Ethnien in Würde miteinander leben können und in der die Menschenrechte geachtet werden. Imagine: Sie treffen sich und arbeiten zusammen, wie in der Nichtregierungsorganisation »Forum for Development Culture and Dialogue«, der Partnerorganisation des ZFD. Es geht nicht um politischen Umsturz, sondern um einen inneren **Wandel** im Zusammenleben der Menschen mit Blick auf eine friedliche Zukunft.

Im libanesischen Bürgerkrieg halfen Pfadfinder den Verwundeten und verteilten Nahrungsmittel. Bewaffnete Milizen rekrutierten anschließend bevorzugt Kämpfer aus den jeweiligen Pfadfindergruppen. Diese hatten nämlich Disziplin und machten deshalb den Eindruck, dann offenbar gute Kämpfer zu werden.

Imagine: Wie wäre es, wenn wir potentiellen Kämpfern andere Methoden zur Konfliktbearbeitung zeigen? Warum eigentlich nicht? Pfadfindergruppen aus verschiedenen politisch-konfessionellen Organisationen trafen sich zum »Young Civil Society Leaders« Projekt, um bei gemeinsamen Wanderungen nicht nur einander, sondern auch Methoden der Konfliktlösung und Mediation kennenzulernen. Während einer solchen Wanderung im felsigen Gebirge kommt es vor, dass der eine dem anderen unter die Arme greift. »Halt dich an mir fest, bis du festen Boden unter den Füßen hast.« »Danke!« Wenn das ein Fremder zu mir sagt, kann das der Beginn einer Freundschaft sein. In diesem Fall war es der Beginn einer Freundschaft zwischen Gegnern. Am Ende des Projektes sagte Mohammed aus Tripoli: »Ich habe gelernt, dass wir einander mögen können, auch ohne politische und religiöse Fragen zu behandeln«.

Wie das Pfadfinderprojekt gibt es auch andere Projekte mit jungen Menschen: mit Journalisten, Aktivisten politischer Parteien, Theologie- und Schariastudenten. Sie haben das Potential und künftig wahrscheinlich auch den Einfluss, ihre Gesellschaft positiv zu verändern. Aber nicht nur sie ...

Wandel

»Im Schatten von Gewalt und Radikalisierung wird es niemand merken, wenn sich ein junger Mensch entscheidet keine Bombe zu zünden, wenn eine Auseinandersetzung zwischen Gegnern nicht gewalttätig verläuft und wenn ein Mensch nicht getötet wird. Möglicherweise werden es nicht einmal diejenigen merken, die so sehr daran arbeiten...«

Stell dir vor, es werden ganz viele, die aus dem Schatten heraus treten ...«

Vertrauen

Johannes Sporer, Theologe und Islamwissenschaftler
ZFD-Fachkraft

INFO.BOX PROJEKT

Der **ZFD** arbeitet seit 2009 im Libanon. Gemeinsam mit lokalen Partnern und Netzwerken fördert er den interreligiösen und innergesellschaftlichen Dialog und stärkt die konstruktive und gewaltfreie Bearbeitung von Konflikten. Seit 2010 unterstützt der ZFD das Forum for Development, Culture and Dialogue dabei, Netzwerke in der fragmentierten Gesellschaft aufzubauen und Methoden der gewaltfreien Konfliktbearbeitung zu vermitteln. Dies geschieht z.B. in ein/zweitägigen Workshops, gemeinsamen Aktivitäten wie Wanderungen oder mit Hilfe von neuen Medien.

STELL DIR VOR,
ES WERDEN GANZ VIELE,
DIE AUS DEM SCHATTEN HERAUS TRETEN...

> SCHLÜSSELWÖRTER -

Akzeptanz	57	Jugendliche	98, 26
Bedürfnisse	19, 64	Kontext	16
Begegnung	14	Lachen	39
Denkmuster	45	Meinung	47
Dialog	57, 62	Menschenrecht	112
Ethnie	38	Menschenrechtspreis	22
Freiheit	59, 91	Nebenkläger	32
Friedensradio	36	Opfer	51
Frühwarnsystem	104	Partizipation	103
Gehör	113	Perspektivenwechsel	61, 68
Gemeinsamkeiten	25	psychosozial	21
Generation	31	Raum	55, 83
Gerechtigkeit	30	Recht	13
Haltung	67	Reflexion	85

- VERZEICHNIS

Resilienz	95	Vergangenheit	42
Respekt	45, 99	Verhaltensänderungen	66
Rituale	39, 77	Versöhnung	30
Schlichtung	78	Verständnis	42
Sehnsucht	25	Vertrauen	114
Selbstreflektion	22	Visionen	15
Selbstvertrauen	89	Vorurteile	41
Sicherheit	19	wahrnehmen	56
symbolisch	51	Wandel	87, 114
Training	28,72	wertschätzend	65
Überlebende	52	Wertschätzung	74
Veränderung	53	Zukunft	21
Veränderungen	47		
Verantwortung	15, 76, 94		

CHANGE
» » » » » » » » » » » » » » »
FOR PEACE



CHANGE
FOR PEACE